

SAPERE AUDE

Heft 39 – Dezember 1994

INHALT

Das Fürstenschülertreffen in Grimma	653
Bericht (Weinert)	653
Predigt (Körner)	659
Festrede (Irscher)	665
Aus meiner Lebensgeschichte (Hartlich)	670
Aus unserem Archiv	689
Personalialia	690

Das Fürstenschülertreffen in Grimma

Bericht

Albrecht Weinert (A 36)

Als der Vorstand 1993 beschlossen hatte, zum nächsten Fürstenschülertreffen in Verbindung mit dem 444. Stiftungsfest St. Augustin vom 12.–14. September 1994 nach Grimma einzuladen, war er sich bewußt, daß damit ein gewisses Wagnis hinsichtlich der Organisation eingegangen wurde. War doch beispielsweise nicht sicher, ob ausreichend Unterkunftsmöglichkeit in der Stadt und für alle Teilnehmer ein Platz beim Gemeinsamen Essen zur Verfügung stehen werde. Dank der ausgezeichneten Vorarbeit von Annelies und Kurt Schwabe sowie der Unterstützung durch das Gymnasium St. Augustin und die Stadtverwaltung Grimma konnten alle Besorgnisse ausgeräumt werden.

Im Gegensatz zu vorhergehenden Treffen wurde auf einen Festvortrag verzichtet, stattdessen zur Eröffnung eine Information über den Sachstand der beiden Schulen St. Afra und St. Augustin und deren Wiedererrichtung als Landesschulen angeboten. Sie sollte alle Teilnehmer aus beruflichem Munde unterrichten, eine breite Diskussion und eine Meinungsbildung als Grundlage für die Beratungen in der Mitgliederversammlung ermöglichen. Wir konnten damals nicht ahnen, wie wichtig diese Veranstaltung werden würde, als im April 1994 der Kabinettsbeschuß über die Neuerrichtung St. Afras erfolgte und den VeF vor schwierige und in eine unsichere Zukunft führende Entscheidungen stellte.

131 Fürstenschüler und Angehörige hatten sich angemeldet; dazu stießen noch einige nichtangemeldete. Bei verschiedenen Veranstaltungen waren Gäste aus dem Lehrerkollegium und Schülerschaft, Bürgermeister Brück, MdB Kolbe und andere Persönlichkeiten anwesend. Leider hatte unser 1. Vorsitzender Hans-Dieter Streckfuß am 24. August 1994 aus gesundheitlichen Gründen den Vorsitz niedergelegt und war an der Teilnahme verhindert. So mußte der 2. Vorsitzende Karl Irmischer an seiner Stelle den Vorsitz übernehmen und durch die Tagung führen.

Am Montag, 12. September, eröffnete Karl Irmischer das Fürstenschülertreffen 1994 in der Aula des Gymnasiums St. Augustin. Nach Begrüßung der Teilnehmer und Gäste skizzierte er das aus Sicht des VeF unverständliche Verhalten der Staatsregierung hinsichtlich Wiedererrichtung der Landesschulen. So sehr der Kabinettsbeschuß zur Neuerrichtung St. Afras zu begrüßen ist, so bedauerlich ist die derzeitige Zurückstellung einer gleichen Regelung für St. Augustin mit seinem gut ausgestatteten Internat. Für den VeF, der sich satzungs-

Herausgeber: Verein ehemaliger Fürstenschüler e. V.
Verantwortlich: Albrecht Weinert, Schaarreihe 69,
26389 Wilhelmshaven
Tel.: 04421/81073

gemäß für beide Schulen einsetzt, bedeutet diese Lage eine emotionale Belastung des Zusammenhaltens von Altafranern und Altaugustinern. Der Zusammenhalt sollte in den anstehenden Beratungen und Beschlüssen gefestigt und nach außen gezeigt werden. Nach dem Ergebnis der Landtagswahl in Sachsen am Vortage können wir davon ausgehen, daß in den nächsten Jahren kein Kurswechsel in der sächsischen Schulpolitik zu erwarten ist. Um so mehr müssen wir darauf bestehen, daß nunmehr verbindliche Zielvorgaben für die Wiedererrichtung der Landesschulen vom Kultusministerium erarbeitet werden.

Sodann berichtete zunächst Herr Klaus-Dieter Tschiche, Schulleiter des Gymnasiums St. Augustin. Nach der Wende hat die damalige Erweiterte Oberschule begonnen, die Tradition der Fürsten- und Landesschule als humanistisches Gymnasium aufzunehmen. Das bereits bestehende Internat blieb erhalten. Die Rechtslage bezüglich des von der DDR liquidierten Stiftungsvermögens ist unklar. Zur Erhaltung der Bausubstanz des Schulgebäudes flossen von 1990 bis 1993 Fördermittel des Freistaates in Höhe von 8,5 Mio. Seit Sommer 1993 ist der Freistaat Sachsen Eigentümer der Schule, danach brachen die Restaurierungsarbeiten ab. Die Stadt Grimma als Schulträger kann keine Fördermittel mehr erhalten, weil die Antragstellung an den Eigentumsnachweis gebunden ist. Der Kabinettsbeschuß vom 13. 4. 94 hatte zur Folge, daß den Erziehern des Internates zum Jahresende gekündigt wurde, das gut ausgestattete Internat somit geschlossen werden sollte. Nunmehr ist die Stadt Grimma Träger des Internates und kommt für die Differenz zwischen den Betriebskosten und den Elternbeiträgen auf. Der Muldentalkreis trägt die Erzieherkosten bis Ende des Schuljahres 94/95. Als Grundlage für zukünftige Sicherung des Schul- und Internatsbetriebes wird ein Konzept erarbeitet, in dessen Formulierungskommission u. a. Regionalpolitiker und Oberschulrat vertreten sein werden. Das Konzept sieht Entwicklung St. Augustins zu einem Gymnasium mit besonderer Prägung vor. Dabei für einen Teil der Schüler Ganztagsbetreuung im Internat oder freizügige Ganztagschule in Verflechtung mit Internat. Zur Zeit sind im Gymnasium ca. 700 Schüler, 40 Lehrer und 80 Internatsplätze vorhanden.

Für das Gymnasium St. Afra stellte sich die Lage ganz anders dar, von dessen Schulleiter Herrn Hubert Kaiser vorgetragen. Seit dessen Gründung im August 1992 sind die ca. 1000 Schüler und 56 Lehrer außer im Schulgebäude auf der Freiheit in zwei weiteren Gebäuden in der Stadt untergebracht. Afranische Erziehungsziele wurden in den Schulbetrieb eingebracht, der Förderverein St. Afra gegründet, der Mitarbeit an der

Fortsetzung von St. Afras Tradition anbot. Auf sein Betreiben hin sind inzwischen die goldenen Buchstaben „CHRISTO PATRIAE STUDIIS.“ wieder über dem Haupteingang der Schule angebracht. (Anmerkung: der Punkt am Ende der drei Worte mußte auf Anweisung der Denkmalschutzbehörde angebracht werden, weil er ursprünglich auch vorhanden war, wie alte Bilder beweisen). Der Kabinettsbeschuß vom 13. 4. 94 bedeutete einen schweren Schlag für alle engagierten Beteiligten. Darin heißt es unter anderem:

a) „St. Afra ist als Neugründung wiederzugründen. Entsprechend ist das Kreisgymnasium Meißen umzusiedeln bzw. neu zu gründen. Eine Übernahme des Kreisgymnasiums St. Afra in Landesträgerschaft kommt ebensowenig in Betracht wie eine Umprofilierung bei laufendem Schulbetrieb. Der Lehrkörper und/oder die Administration des neuen Gymnasiums werden nicht aus dem jetzigen Kreisgymnasium rekrutiert.

b)

c) Dem Kreis Meißen sind die Räume, in denen sich das Kreisgymnasium befindet, zu kündigen. Kollegium und Schülerschaft des Kreisgymnasiums müssen in neue Räume umsiedeln, die vom Kreis Meißen zu beschaffen oder zu errichten sind.“

Ob und wie diese Umsiedelung, Raumbeschaffung und damit zusammenhängende Vorhaben bis zum Beginn des Schuljahres 95/96 durchgeführt werden können, entzieht sich den Vorstellungen von Kollegium, Elternschaft, Stadt und Kreis. Die Verbitterung ist dort groß.

In der anschließenden Diskussion wurden in zahlreichen Beiträgen mit unterschiedlichen Inhalten folgende Problemkreise herausgestellt:

- Bejahung der Neugründung St. Afras unter nachdrücklich zu fordernder Gleichstellung St. Augustins.
- Beteiligung des VeF und von Vertretern der Hochschulen am zu berufenden Gründungsausschuß.
- Weitere Unterstützung der bestehenden beiden Gymnasien.
- Verfügung über das ehemalige Stiftungsvermögen beider Schulen zur Finanzierung der Freistellen. Hierzu wird aus dem Schreiben der Sächsischen Staatskanzlei vom 16. 08. 94 an den 2. Vorsitzenden zitiert: „Der Sächsischen Staatsregierung ist bekannt, daß die ehemaligen Fürstenschulen über relativ umfangreiches Grundvermögen verfügten. Ein Teil der Grundstücke wurde per Vermögenszuordnung dem Freistaat Sachsen übertragen. Die dem Freistaat Sachsen übergebenen Grundstücke sind beim Sächsischen Staatsministerium der Finanzen registriert, einschließlich der Informationen über die

Größe, eingetragene Rechtsträger und derzeitige Nutzung. Es ist jedoch nicht bekannt, welches Schicksal etwaige andere Grundstücke der Stiftungen nahmen. Es ist nicht auszuschließen, daß ein Teil der Grundstücke in die Verfügungsbefugnis und Verwertung der Treuhandanstalt übergegangen ist. Der Kabinettsbeschluß sieht die Neugründung der Schule St. Afra als Schule für besonders begabte Kinder und Jugendliche und – in Abhängigkeit vom Erfolg – von St. Augustin in Landesträgerschaft vor. Damit ist jedoch nicht die Wiedererrichtung der Stiftung verbunden. Aussagen über die Verwendung des ehemaligen Stiftungsvermögens, soweit dieses teilweise dem Freistaat Sachsen zugeordnet wurde, sind daher nicht zu treffen.

..... Ich darf Ihnen jedoch versichern, daß das Sächsische Staatsministerium der Finanzen dafür Sorge tragen wird, daß das dem Freistaat Sachsen zugeordnete Grundvermögen in Übereinstimmung mit der Sächsischen Haushaltsordnung verwendet werden wird.

..... "

Wie nicht anders zu erwarten, wurde die Diskussion am Abend in Klassentreffen und sonstigem Beisammensein lebhaft weitergeführt.

Am Dienstagvormittag kamen nicht nur die Fürstenschüler und ihre Angehörigen, sondern auch Lehrer und Schüler sowie zahlreiche Gemeindeglieder in die Frauenkirche zum Ecce-Gottesdienst, der erstmals nach mehr als 50 Jahren wieder gemeinsam im Sachsenland gehalten wurde. In der vollbesetzten Kirche waren unter den Gästen auch der Rektor der Landesschule Schulpforte Karl Büchschütz sowie die Studiendirektoren Illgen und Schneider von der ehemaligen Landesschule zur Pforte in Meinerzhagen. Pfarrer Walther Schormann aus Trebsen hielt die Liturgie, Johannes Körner (A 33) predigte (Predigttext siehe S. 659), Gottfried Fischer (G 37) spielte die Orgel und Albrecht Weinert (A 36) fungierte als Lektor. Der Schulchor des Gymnasiums St. Augustin unter Leitung des Musiklehrers Rainer Naake begleitete den Gottesdienst mit dem altitalienischen „Alta trinita beata“ und Mozarts „Ave verum“. Nach der Predigt, die den Predigttext in Verbindung mit den Motiven der Fürstenschülerziehung verband und auch die derzeitige Schülergeneration einbezog, verlas Roland Gründel (A 39 a) 29 Namen verstorbener Altafraner und Werner Behr (G 36) 29 Namen verstorbener Altaugustiner. Traditionsgemäß beschloß der Schulchor das Ecce mit dem „Ecce homo, quomodo moritur justus“ des Jacobus Gallus. Der Gottesdienst endete im Gedenken an den Altaugustiner Paul Gerhardt mit einigen Strophen seines „Nun ruhen alle Wälder“, vom Chor gesungen und Gottfried Fischer geleitete uns in den herrlichen Spätsommertag

mit seinen 7 Varianten „wenn Mozart sie komponiert hätte“ auf Paul Gerhards „Geh' aus mein Herz und suche Freud“. Es war wahrhaftig eine große Freude, in dieser ersten Stunde die herrliche Chormusik dieser jugendlichen Stimmen der Schülerinnen und Schüler zu hören.

Am Nachmittag unternahmen die Damen mit Annelies Schwabe einen Ausflug per Schiff auf der Mulde zur Schiffsmühle, während die Herren sich zur Mitgliederversammlung im Musiksaal des Gymnasiums versammelten. Anwesend waren 60 stimmberechtigte und 2 außerordentliche Mitglieder sowie 2 Nichtmitglieder. Zunächst wurde der Bericht des Vorsitzenden von Karl Irmischer vorgetragen. Auch in den seit der letzten Mitgliederversammlung vergangenen Jahren war und bleibt die Bewahrung und Fortführung der Fürstenschultradition unser hauptsächliches Anliegen. Ein umfangreicher Schriftwechsel, auch mit der Regierung des Freistaates Sachsen, hat sich entwickelt, verstärkt durch den Kabinettsbeschluß zur Neuerrichtung St. Afras als Landesschule. Der Beschluß bietet noch kein klares, umfassendes Bild des Vorhabens. Mitarbeit im vorgesehenen Gründungsausschuß und Einbringung der aus Sicht des VeF unverzichtbaren Grundsätze (Aufnahmeprüfung, Begabtenförderung, Schülerselbstverwaltung, Hebdomadariat und Freistellenwerk) sind vordringlich anzustreben. Mehrere Vorstandssitzungen und Besprechungen mit Vertretern des Kultusministeriums dienten vor allem diesem Zweck. Der Vorstand ist keineswegs zufrieden mit dem derzeitigen Sachstand. Eine klare Zielvorgabe des Kultusministeriums für St. Afra ist nicht zu erkennen und die Begründung für eine Zurückstellung St. Augustins ist nicht akzeptabel. Diese Tatsachen erschweren die Mitarbeit des VeF an einer Konzeption für eine Landesschule.

Der Kassenführer Fritz Köpke (G 35) erläuterte die vorliegenden Jahresabschlüsse 1992 und 1993 und Kassenprüfer Gerhard Wanckel (G 34) bestätigte ordnungsgemäße Kassenführung. Es wurde beschlossen: Der Verein führt künftig nur noch ein Konto bei der Vereins- und Westbank in Hamburg, das Postgirokonto in Frankfurt/Main wird zur Senkung der Geldverkehrskosten aufgelöst. Fritz Köpke ist in den Vorstand der Melanchthon-Stiftung berufen worden. Zur Zeit werden von der Stiftung in Schulpforte 24 Internatsschüler und in St. Augustin 12 Internatsschüler mit Zuschüssen bedacht. Auf Antrag von Schlegtendal (A 40 a) wurde der Vorstand bei 4 Stimmenthaltungen ohne Gegenstimme entlastet.

Die Neuwahl des Vorstandes und der Kassenprüfer wurde von Stielau

(A 39 a) geleitet. Zur Wiederwahl erklärten sich Kassenvorführer Fritz Köpke und Schriftführer Albrecht Weinert bereit, die drei Vorsitzenden standen nicht mehr zur Verfügung. In geheimer Wahl wurden gewählt:

zum 1. Vorsitzenden	Ralf Köpsel (G 44)
zum 2. Vorsitzenden	Hans-Jürgen Kliemant (A 35)
zum 3. Vorsitzenden	Rüdiger Schallock (G 79)
zum Kassenvorführer	Fritz Köpke (G 35)
zum Schriftführer	Albrecht Weinert (A 36).

Durch Akklamation wurden als Kassenvorprüfer gewählt:

Gerhard Wanckel (G 34)
Hans-Dieter Stielau (A 39 a).

Alle Gewählten nahmen die Wahl an. Die Konzentration der Wohnsitze aller drei Vorsitzenden (Dresden, Meißen, Geithain) auf den Freistaat Sachsen und des Kassenvorführers sowie beider Kassenvorprüfer auf Hamburg verspricht eine rationelle und wirkungsvolle Vereinsarbeit.

Der zur Zeit gültige Jahresbeitrag von 60,- (a. o. Mitglieder 36,-) erscheint auch in absehbarer Zukunft ausreichend. Eine Aufspaltung nach West- und Ost-Mitgliedern, wie verschiedentlich früher vorgebracht, wäre zu kompliziert, um den Verhältnissen des Einzelnen gerecht zu werden. Verminderte Zahlung in wirtschaftlich schwierigen Verhältnissen wird bisher schon ohne Formalitäten akzeptiert. Einstimmig wurde die Beibehaltung des Jahresbeitrages von 60,-/36,- beschlossen.

Ferner wurde beschlossen: Der Sitz des Vereins ist von Bremen nach Dresden zu verlegen.

Der von der Klasse A 35 gestellte Antrag, den im Großen Zwinger auf St. Afra befindlichen Gedenkstein wieder mit der ursprünglichen Inschrift zu versehen, wird vom Vorstand bearbeitet. Joachim Müller (G 22) wies auf seine Vorschläge zur Nutzung der Klosterkirche in Grimma hin, die jedoch Sache der Stadt Grimma ist und nicht vom VeF verfolgt wird. Borsdorf (A 42) berichtete über die Anbringung der Inschrift CHRISTO PATRIAE STUDIIS über dem Haupteingang von St. Afra mit Hilfe einer Spendenaktion.

Zum Schluß dankte der nunmehr zurücktretende Vorsitzende Karl Irmischer den beiden Ecce-Bearbeitern Werner Behr und Günter Gräfe sowie dem früheren Ecce-Bearbeiter St. Afra Alfred Meier für die geleistete Arbeit. Der neue 1. Vorsitzende Ralf Köpsel dankte allen Anwesenden für ihre Mitarbeit und betonte, daß die von anwesenden Mitgliedern angebotene Mitarbeit an der Erstellung einer Konzeption für die Neuerrichtung der Landesschulen dankbar angenommen wird.

Der Abend vereinte uns dann mit unseren Angehörigen und Gästen beim Gemeinsamen Essen im Ratskeller. Der Große Saal bot allen genügend Platz zum Sitzen in kleinen Gruppen und zu zwanglosem Platzwechsel. Nach der anstrengenden Mitgliederversammlung und der erfolgreich verlaufenen Vorstandswahl herrschte frohe, gelöste Stimmung. Und das von Hotelier Burkhardt und seinen fleißigen Helfern farbenprächtig und verführerisch zusammengestellte überbordende Kalte Büfett gab uns auch optisch die Genugtuung, daß wir mit Grimma die richtige Wahl des Festortes getroffen hatten.

Am Mittwoch, 14. September, begann das 444. Stiftungsfest St. Augustins mit einem Festakt in der Aula. Nach musikalischen Darbietungen der Schüler und der Begrüßung durch Schuldirektor Tschiche hielt Karl Irmischer die Festrede. Sein mit rhetorischer Brillanz vorgetragenes Bekenntnis zur Fürstenschultradition ist in diesem Heft nachzulesen. Im Anschluß daran enthüllte Karl Irmischer im Schulhof die mit Hilfe von Spenden über dem Haupteingang wieder angebrachte Inschrift PIETATI VIRTUTI DOCTRINAE und legte am Gedenkstein für die Gefallenen den Kranz des VeF nieder. Im Laufe des Tages folgten dann Vorfürungen der Schüler, Gemeinsames Singen und nachmittags der traditionelle „Nimbschen-Latsch“. Das Fest klang am Abend mit der Aufführung des Theaterstückes „Das Haus in Montevideo“ aus. Unter der Regie von Siegfried Bellmann boten die Schülerinnen und Schüler eine spritzige, witzige und mit guten Einfällen kurzweilige Vorführung, die langanhaltenden Beifall fand.

Der Verfasser verließ am nächsten Tag das sächsische Heimatland mit der Überzeugung, daß es um den VeF und um St. Augustins Lehrer und Schülerschaft gut bestellt ist und daß er trotz vieler Probleme auf dem Weg zur Sicherung der Fürstenschultradition vertrauensvoll in die Zukunft blicken kann.

Predigt im Ecce-Gottesdienst

Johannes Körner (A 33)

Predigttext Galater 5 Vers 25 bis 6 Vers 9

Liebe Gemeinde! Liebe Altfürstenschüler!

Liebe Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums St. Augustin!

Saat und Ernte, damit ist uns ein schönes Bild für das Wirken des Menschen gegeben. Aufwachsen, Reifen und den Ertrag seines Lebens einbringen, Empfangen und Geben sind in den Lauf des kreatürlichen Wachstums eingeordnet.

Das Bild erlangt eine besondere Bedeutung, wenn es uns Altfürstenschülern zu unserem Zusammenkommen vorgelegt wird, bei dem wir auch der Verstorbenen gedenken. Denn für das Sterben werden Saat und Ernte im Blick auf die Auferstehung zu einem sprechenden Gleichnis. – Uns Lebende aber regt es an zum Rückblick von der Warte vieler erfüllter Jahre aus auf unsere Schulzeit: was wir damals empfangen und was wir daraus gemacht haben. – Und auch den Ausblick auf den Wiederaufbau von St. Augustin legt uns das Bild nahe. So fügt es sich gut, daß mit unserem Treffen das Stiftungsfest der alten Grimmaer Schule zusammenfällt. Das sollte ein Knotenpunkt von Tradition und Neuanfang sein! Und wir wollen das Mitwirken des heutigen St. Augustin an unserem Gottesdienst als hoffnungsvolles Zeichen dafür werten, daß die wieder-erstellte Schule ihr überkommenes Erbe für ihre gegenwärtige Aufgaben fruchtbar machen will.

Doch bleiben wir zunächst noch bei unserem Text aus dem Galaterbrief. Er enthält den mahnenden Zuspruch an die christliche Gemeinde, daß es in ihr nach dem „Gesetz Christi“ zugehe: „Wenn wir im Geist leben, so laßt uns auch im Geist wandeln.“ – also eine Lebensregel, die zwar in der christlichen Gemeinde erprobt werden soll, aber in ihrer Abzielung der ganzen Menschheit gilt und ihr die einzig mögliche Existenzgrundlage gibt. Was hier gefordert wird ist doch nichts anderes als die einfachste – allerdings auch unentbehrlichste – Voraussetzung allen gedeihlichen menschlichen Zusammenlebens: in Bescheidenheit, ohne Ehrgeiz und Neid den anderen zu achten, sich nicht über seine Mitmenschen zu erheben, auch wenn man gute Gründe dafür zu haben meint. Im Gegenteil: „Wenn ein Mensch etwa von einer Verfehlung ereilt wird, so helfe ihm wieder zurecht.“ Wir sollen dem Gescheiterten die Last tragen helfen, die er sich selber aufgebürdet hat, sollen uns gegenseitig beistehen, ein rechter Mensch zu werden. Dabei könnten wir ein ganz klein wenig von der Last der Menschheit mit auf uns nehmen, die Christus für uns ans Kreuz getragen hat. Es geht hier um unsere mitmenschliche Solidarität. So wollen wir das „Gesetz Christi“ einmal verstehen. Der Apostel entfaltet die christliche Lebensregel aber noch in eine weitere Dimension: in unser Sein vor Gott: „Wenn jemand meint, er sei etwas, obwohl er doch nichts ist, der betrügt sich selbst“, „etwas sein“ – also Sein oder Nicht-Sein steht hier auf dem Spiel. Es ist nicht nur oberflächlich von ein bißchen Standesdünkel die Rede, sondern von der tief eingewurzelten Neigung der ganzen Menschheit, ihr Mensch-Sein durch überzogene Selbstdarstellung sichern zu wollen; einfacher gesagt: mehr zu scheinen als in Wahrheit zu sein. Als was möchte man denn gern erscheinen, nicht

nur vor anderen, sondern zuerst vor sich selbst? Es gibt Ideale, mit denen sich der Mensch selbst aufbaut: moralische Integrität, soziale, friedfertige Gesinnung, perfekt in jeder Hinsicht, darum unabhängig von einschränkenden Normen. Man kann alles, so darf man alles. Was daran fehlt, wird durch Selbstüberschätzung ersetzt. Das geschieht gar nicht in sichtbarer Hochstapelei, sondern tief innen im Menschen. Es geht dabei um Selbstbestätigung, die einem die fragwürdig gewordene Existenz wiederherstellen soll. Dahinter steht unnachgiebige Selbstherrlichkeit, das Bild vom autonomen Menschen. Das gab es wohl unausgesprochen immer schon. Heute aber ist es ideologisch verfestigt und hat die bezeichnende Formel gefunden: Selbstverwirklichung; – als könnten wir das, uns zu dem zu vervollkommen, zu dem wir bestimmt sind, also unsere Identität selbst zu schaffen. Da muß schon die Einbildung mithelfen, um auf diese Weise unser rechtes Mensch-Sein darzustellen. Wo es aber um unser Sein oder Nicht-Sein geht, stehen wir unweigerlich vor Gott. Da ist es mit allen Täuschungskünsten vorbei. Weder Gott, aber auch uns selbst können wir dann nicht mehr betrügen. Vor ihm stehen wir als der, der wir wirklich sind: Gottes Geschöpf, von ihm geliebt, aber unserer eigenen Verfügung entzogen – auf ihn angewiesen, aber zugleich als der Sünder, der sich aus vermeintlicher Machtvollkommenheit von ihm lossagt. So können wir nur „etwas“ sein, wenn Gott uns unser Sein gibt, indem er aus Sündern Gerechte macht. Dazu muß er in uns die Ursünde überwinden, etwas aus uns selbst heraus sein zu wollen, obwohl wir doch nichts sind. Hier können wir nur mitwirken, indem wir Gott unser Geschöpf-Sein abnehmen, unseren Selbstbetrug aufgeben und es ihm glauben, daß er etwas aus uns machen will, nämlich den rechten Menschen nach seinem Bilde. Luther sprach in diesem Zusammenhang von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben und definierte den Menschen geradezu danach: *hominem esse iustificari fide*, „Menschsein heißt aus Glauben gerechtfertigt werden“.

Mit dieser Besinnung über den Predigttext sind wir aber auch auf unser Herkommen von unseren alten Schulen in Grimma und Meißen angesprochen. Denn zu deren Tradition gehörte die Einübung ins Christentum, wie Kierkegaard es ausdrückte, oder „die Unterweisung im Wort“, wie es Paulus schreibt.

Mancher mag diese Behauptung für allzu kühn halten. Ja, eine strenge Kirchlichkeit erlebten wir als Schüler nicht.

Aber wie stark sich das Christentum in unserer Erziehung auch dem jeweiligen Zeitgeist angepaßt hat, – sei es dem Rationalismus, dem Kulturprotestantismus, dem Wilhelminismus oder gar dem Nationalso-

zialismus – es konnte nicht aus der Schule verbannt werden. Gewiß wurde der Glaube streckenweise liberal verfälscht und mit Elementen des Humanismus unkritisch verschmolzen. Der echte Dialog zwischen Bibel und Antike, also dem Menschen, der um sein Mensch-Sein aus eigener Machtvollkommenheit gerungen hat, sei es heroisch, tragisch oder ästhetisch – fand nicht immer statt. Aber nie haben die alten Philosophen die Bibel aus unserem geistigen Horizont verdrängt.

Wohl konnte das Evangelium Christi in unseren täglichen Andachten bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden, wenn Anleihen bei Nietzsche, Möller van den Bruck, Hans Friedrich Blunck oder anderen gemacht wurden, gutenglaubens oder auch allzu opportunistisch. – Die Bibel, das apostolische Bekenntnis und das Glaubenszeugnis der Choräle wurden dennoch durch die Jahrhunderte hin bis zur Auflösung unserer Schulen durch den NS-Staat tradiert.

Wer auch nur einige Jahre auf St. Augustin oder St. Afra zugebracht hat, dem wurden nicht nur die Lieder Paul Gerhardts und Christian Fürchtegott Gellerts vertraut; dem öffneten sich die Frömmigkeit, der Glaube, ja auch die Dogmatik des ganzen protestantischen Liedgutes. Die Bibel wurde – wie auch immer ausgelegt – tradiert. Ihr Inhalt war bis in den Wortlaut hinein bekannt, wurde zum Bildungsgut und hat im Stillen seine Wirkung getan, auch wo es nicht zur Teilnahme am kirchlichen Leben kam. Nicht nur der Religionsunterricht, alle Lehrfächer in Geistes- und Naturwissenschaft ersparten Lehrern und Schülern nicht die Auseinandersetzung mit dem Christentum als der einen Quelle unserer Kultur. Das PIETATI der Augustiner und das CHRISTO der Afraner prangten nicht nur als Ornament an den Fassaden der Schulgebäude, wo sie schließlich den Unwillen der gottlosen Machthaber erregten, die mit deren Beseitigung die Auflösung der Schulen schon ankündigten. Beide Worte waren Motive unserer Erziehung und zeugen davon, daß der Geist Christi unter uns zu Wort kam, auf den wir in unserer Epistel angesprochen wurden: „Wenn wir im Geist leben, so laßt uns auch im Geist wandeln.“ Damit kommen wir zu dem Bild zurück, von dem wir ausgegangen waren: „Was der Mensch sät, das wird er ernten.“

Welche Ernte haben wir aus der empfangenen Saat erbracht? Da muß jeder sein Leben selbst beurteilen und wird gute und schlechte Früchte finden. Aber auch, was die Aussaat der Schulen durch uns für andere bedeutet hat, sollen wir fragen.

Ist aus unserer humanistischen Bildung humanitas, also Menschlichkeit in den Bereich unserer Verantwortung geflossen? Sind durch uns soziale Verständigung und Solidarität gewachsen? Haben wir beim Neubeginn

nach dem Kriege nur die wirtschaftliche Seite im Blick gehabt oder ging es uns um eine grundlegende geistige Erneuerung? Helfen wir jetzt beim Zusammenwachsen des einst geteilten Deutschland mit zur Verständigung zwischen Ost und West oder argumentieren wir stur weiter aus unseren jeweiligen bisherigen Erfahrungen? Für all das trugen wir doch lebenskräftige Keime in uns. Und – einmal so den Blick erhoben – drängen sich uns weitere Fragen auf: Haben wir in dem gewaltigen zivilisatorischen Umbruch unserer Zeit, dem viele Traditionen und Bindungen zum Opfer gefallen sind, die Auseinandersetzung mit der nachwachsenden Generation gesucht oder haben wir sie gescheut? Haben wir kritisch genug geprüft, welche abgestreiften überkommenen Werte wirklich abgestorben, welche aber unentberlich und lebendig sind wie eh und je? Und sind wir dann energisch genug für sie eingetreten? Hier überall warten Früchte darauf, daß sie durch uns reifen.

Schließlich, – das ist der Kern dieses Bildes von der Ernte – haben wir bei all den Herausforderungen die Gottesfrage offen gehalten? Haben wir es uns in einer Welt, in der das autonome Menschenbild mit seiner ganzen Hybris und tiefen Verzweiflung herrscht, deutlich genug anmerken lassen, daß die Würde des Menschen in seiner Gottebenbildlichkeit liegt? – daß seine Vollkommenheit aus dem Glauben an seinen Schöpfer kommt? Zu all dem sehe ich unter dem Licht unseres Predigttextes eine gradlinige Verbindung von dem aus, was uns auf unseren Schulen vom Geist Christi mitgegeben wurde.

Es ist in dem Gesagten deutlich geworden, daß das anscheinend idyllische Bild von Saat und Ernte – wie jedes biblische Bild – seine scharfe Spitze hat. Es entnimmt nämlich die Fragen, die sich uns stellten, unserer eigenen Beurteilung und unterwirft sie einer viel radikaleren Prüfung. Das Bild steht unter dem Vorspruch: „Irrret euch nicht! Gott läßt sich nicht spotten.“ Wir stehen vor ihm, ob wir es wissen oder nicht. Das hat seine Folgen; wir werden selbst zum Sämann. Aber es liegen zwei Äcker vor uns, ein guter und ein schlechter: „Wer auf sein Fleisch sät, der wird vom Fleisch das Verderben ernten. Wer aber auf den Geist sät, der wird vom Geist das ewige Leben ernten.“ Wir haben also zu wählen. Ohne Bild gesprochen: Wir können unser ganzes Leben mit den uns anvertrauten Menschen, mit seinen Freuden und Lasten auf Menschenweisheit aufbauen, sagen wir, auf die Erfahrungen, die wir in dem Selbstbetrug des autonomen Menschenbildes machen.

Oder wir können das Lebensangebot Jesu Christi wählen: „Wer auf den Geist sät, der wird vom Geist das ewige Leben ernten.“ Hier erlangt der Mensch seine Wahrheit. Der Einzelne wird über sich selbst hinaus zu

dem Geschöpf vervollkommnet, dem Gott seine Identität gesetzt hat. Da verliert das autonome Menschenbild seine Faszination; ja, es wird in seiner tödlichen Versuchung durchschaut. Der selbstherrliche Mensch entpuppt sich als der „Übermensch“, der alles in den Griff kriegen will und damit alles zerstört. Doch von diesem Zwang zur „Selbstverwirklichung“ sind wir erlöst; wir können unsere Selbstwerdung getrost Gottes Schöpfermacht anvertrauen. Dadurch aber werden wir frei für unsere eigentlichen Aufgaben, die uns das Leben stellt. Von solchen Menschen profitiert die größere Gemeinschaft. Sie tragen dazu bei, daß das „Gesetz Christi“ auf Erden Gestalt gewinnt und das Zusammenleben im Kleinen wie im Großen erträglicher wird. So kommen doch viele humanitäre Maßnahmen wie z. B. Krankenpflege, Toleranz, Hilfeleistungen in Kriegs- und Hungergebieten – aus den Ländern, in denen das Christentum Jahrhunderte hindurch gewirkt hat. Mögen sie heute auch weitgehend säkularisiert in Erscheinung treten, erkennen wir darin doch Elemente des Lebens, das hier das „ewige“ heißt. Jedoch müssen wir dabei wissen, daß „ewig“ auch bedeutet, daß es in Zeit und Geschichte nie ganz zu seiner Vollendung gelangt. Dazu braucht Gott mehr als unser zeitliches Leben, – seine Ewigkeit. Gerade mit dem immer zukünftig bleibenden Ziel erweist sich Gott als der, der unser Leben vollendet.

Aber auch das andere ist zu bedenken.: „Wer auf sein Fleisch sät, wird vom Fleisch das Verderben ernten.“ Nun, das ist einfach die Kehrseite: Wo Gott nicht Herr ist und sein Wort nicht lebendig bleibt, verliert der Einzelne wie die größere Gemeinschaft die Existenzgrundlage, verfällt, verdirbt das Leben. Wir brauchen das nicht näher zu beschreiben. Zeitungen und Fernsehen präsentieren zur Genüge das Verderben als den beständigen Schatten der Geschichte.

Diese Erfahrung ist nicht neu. Auch der Apostel Paulus hat sie zu seiner Zeit schon gemacht. Das veranlaßte ihn aber nicht, sie dem Verderben preiszugeben. Vielmehr fordert er auf: „Laßt uns aber Gutes tun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten, wenn wir nicht nachlassen. Darum, solange wir noch Zeit haben, laßt uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.“

Bedenken auch wir, was auf uns ausgesät wurde und worauf wir selbst aussäen können! So werden wir recht ernten.

Amen

Festrede zum Stiftungsfest 1994

Karl Irmischer (G 29)

Panta Rhei – alles fließt – es gibt kein bleibendes Sein – dieser dem griech. Philosophen Heraklit aus Ephesus zugeschriebene Satz kommt mir beim Wechsel der Vorstandsvorsitzenden unseres Vereins ehemaliger Fürstenschüler in den Sinn.

Mein Freund Dr. Hans-Dietrich Streckfuß, Afraner, und ich, Augustiner, haben ihre Ämter an Nachfolger weitergegeben, der eine bedauerlicherweise aus Gesundheitsgründen, der andere, nämlich ich, wegen der fortschreitenden Gefahr, sich bei jeder Gelegenheit zu blamieren, wie es einem im 80. Lebensjahr Stehenden schließlich gebührt, vor allem aber auch, weil er von seinem über 500 km von hier entfernten Wohnsitz aus nur schwer in der Lage ist, wirkungsvoll in das unverständliche Geschehen um die Zukunft unserer Schulen einzugreifen. Letzteres aber ist dringend notwendig, zumal bei vielen Verantwortlichen in unserem Sachsenland das Verständnis für die Notwendigkeit von Schulen für Begabte fehlt, obwohl solche Schulen – wie unsere Fürstenschulen – in über vier Jahrhunderten segensreich für junge Menschen und zum Vorteil für die ganze Bevölkerung mit größtem Erfolg gewirkt haben. Aber damit befaßt man sich wohl kaum noch. Richard v. Weizsäcker, unser früherer Bundespräsident, hat einmal gesagt: „Wer die Vergangenheit nicht kennt, kann die Gegenwart nicht verstehen und die Zukunft nicht gestalten.“ Es klingt, als wenn dieser Satz angesichts der Sorge um das künftige St. Afra und St. Augustin gesprochen worden sei. Unser Verein ist unablässig bemüht, die Kenntnis über das vor rd. 450 Jahren geschaffene große Bildungssystem der Fürstenschulen zu vermitteln auch bei denen, die offensichtlich heute noch keine Ahnung davon haben. Und daran werden als Mahner unsere Nachfolger auch in der Zukunft weiter wirken.

Panta Rhei – und damit komme ich zum Ausgangspunkt meiner Ausführungen zurück. Heraklit lehrte, alles Sein befinde sich im Strom des Entstehens und Vergehens und im Kampf der Gegensätze verwirkliche sich die Weltvernunft. Diese Lehre vom Wesen des Seins faßte er u. a. auch in Sinnbilder und aus dem Unterricht in dieser Schule ist mir noch in Erinnerung, als wir im Klassenzimmer eine Etage tiefer mit Blick auf die vorbeifließende Mulde Heraklits Sinnbild vom Fluß geschildert bekamen, vom Fluß, dessen Wasser ständig wechselt und der dennoch sich gleichbleibt. So sehe ich auch den Wechsel bei unseren Vorstandsmitgliedern. Panta Rhei – alles fließt, aber der Fluß bleibt der gleiche.

Bei den Sorgen, was man in Dresden mit unserer einstmals weltberühmten, alten Schule St. Augustin anrichtet, ist im Drang der Ereignisse eines fast übersehen worden: nämlich das Gedenken an einen der ganz großen, einen der berühmtesten Fürstenschüler von St. Augustin. Es jährt sich nämlich in diesem Jahr zum 300sten Mal der Todestag von

Samuel Freiherr von Pufendorf

Schüler in St. Augustin von 1645–1650.

Es würde den Rahmen dieses Kurzvortrages sprengen, wollte ich alle seine juristischen, philosophischen und geschichtswissenschaftlichen Werke aufzählen, insbesondere die Streitschriften gegen seine Widersacher, die – namentlich in Sachsen – ein zeitweiliges Verbot seines naturrechtlichen Hauptwerkes durchsetzen wollten. Das sollte einer besonderen Würdigung, vielleicht hier in der Schule, anlässlich der 300. Wiederkehr seines Todestages am 26. Oktober vorbehalten bleiben.

Pufendorf behagten im Unterricht auf St. Augustin nicht die in scholastischen Formeln steckengebliebenen Methoden, so daß er mit seinem Klassenlehrer in Konflikt kam, wie er selbst erzählt: „Insgemein plagen sie die jungen Leute mit Grammatiken, Logiken, Rhetoriken und dergleichen Bärenhäuterei, daß sie die beste Zeit nichts lernen. Gott aber gab mir zu Grimme ein, daß ich denselben Quark fahren ließ, und las sofort brave Autores, ungeachtet mir Magister Brodtkorb etlichemale Maulschellen derowegen gab.“ Die „braven Autores“ konnte er aber wohl nur lesen, nachdem er die Grundlagen hierzu von den Grimmaer Magistern beigebracht bekommen hatte.

Nach seinem Studium in Leipzig und Jena ging er zunächst nach einem bewegten Leben in Dänemark und Holland als Professor für Natur- und Völkerrecht nach Heidelberg und später nach dem schwedischen Lund. Die Welt horchte auf, als er unter dem Decknamen Severinus de Monzambano eine staatsrechtlich-politische Abhandlung „De statu imperii Germanici“ 1667 veröffentlichte, mit der er schonungslos die Schwächen der deutschen Reichsverfassung darlegte. Sein Hauptwerk „De jure naturae et gentium“ von 1672 beeinflusste die Theoretiker aller Welt und machte ihn in der Wissenschaft berühmt. Diese Lehre des Naturrechts befreite das politische Denken von der theologischen Vormundschaft, ohne damit in einen Gegensatz zur christlichen Religion zu treten. Pufendorf verstand es ferner, seine revolutionären naturrechtlichen Ideen zu einer Symbiose mit den seit fast zwei Jahrtausenden geltenden römischen Rechtsgrundsätzen zu vereinen. Das in damaliger Zeit und in den nachfolgenden Jahrhunderten bis heute kodifizierte Recht, ganz im

Gegensatz zum Pufendorfschen Naturrecht, dem von jeder menschlichen Rechtssetzung unabhängigen Recht, war unter Kaiser Justinian um 550 n. Chr. in einer großartigen Sammlung, dem Corpus iuris Justinianum zusammengefaßt. Es war für die Juristen quasi das Buch der Bücher. Ich erwähne es deshalb, weil wir als junge Studenten – im Gegensatz zu heute –, wo es – wenn überhaupt – nur beiläufig abgehandelt wird, uns intensiv damit zu befassen hatten. Ich hatte mir einen dicken Wälzer, in Leder gebunden, im juristischen Seminar ausgeliehen und fand darin gleich auf den ersten Seiten eine mich tief beeindruckende Grundregel für alle, die sich mit dem Recht zu befassen hatten. Es hieß dort: „Juris praeceptae sunt haec: Honestem vivere, neminem laedere, suum cuique tribuere. Honestem vivere = ehrenhaft leben, neminem laedere = niemanden verletzen, suum cuique tribuere = jedem das seine zugestehen. Das sind Grundsätze nicht nur für den Juristen, sondern für alle, für Euch Ihr lieben jungen Leute, die ihr das Leben vor Euch habt: Ehrenhaft leben, niemanden verletzen, jedem das Seine zugestehen.“

Doch zurück zu Pufendorf. Er ging 1667 von der Universität Lund nach Stockholm als Historiograph des schwedischen Königshauses, war schwedischer Staatssekretär, schrieb 26 Bücher der schwedischen Geschichte und 8 Bücher der Geschichte des Königs Karl Gustav. Schließlich folgte er dem Ruf des großen Kurfürsten nach Berlin im Jahre 1683. Dort entsteht sein größtes Geschichtswerk: die Taten des großen Kurfürsten in 19 Bänden. 1694 wurde er vom schwedischen König als Baron geadelt und kurz darauf auch vom brandenburgischen Kurfürsten als Freiherr.

Mit Pufendorf starb ein unermüdlicher Kämpfer und großer Gelehrter, der als Publizist, politischer Denker, Jurist und Historiker wirkungsvoll in die Geisteskämpfe seiner Zeit eingegriffen und manche theoretischen Grundlagen zu dem gelegt hat, was im 18. u. 19. Jahrhundert erst zu praktischer Bedeutung kam. Heute ist Pufendorf fast vergessen. Bei Goethe und Schiller war er noch ein Begriff. Auch hier in Grimma gab es eine Straße, die auf seinen Namen lautete. Sie wurde leider aus Unkenntnis der Verantwortlichen in der NS-Zeit umbenannt.

Samuel Pufendorf kam aus einfachem Hause. Die Grundlagen seines späteren Wirkens gab ihm die Fürstenschule. Ohne diese segensreiche Stiftung wäre es den Eltern, einer armen Pfarrersfamilie in Dorfchemnitz, später in Flöha, unmöglich gewesen, in den damaligen furchtbaren Kriegszeitern kurz hintereinander 3 begabte Söhne wissenschaftlich ausbilden zu lassen. Samuel erhielt eine Freistelle in Grimma und damit

komme ich zu der weitsichtigen Schöpfung des von Kurfürst Moritz geschaffenen Freistellenwerkes, eine soziale Großtat von unermeßlichem Wert für unser Land und darüber hinaus für die gesamte Menschheit. „Armer Leut“ Kinder, die besonders begabt waren und mehr leisten konnten, als auf normalen Schulen gelehrt wurde, konnten 6 Jahre lang „umsunst“ in den Fürstenschulen in Schulpforta, Meißen oder Grimma ausgebildet werden. Die Anregung zur Einrichtung solcher Begabenschulen hatte dem Kurfürsten ein gewisser Dresdner Hofrat Georg von Carlowitz gegeben, aus dessen Geschlecht später eine ganze Reihe Fürstenschüler geworden sind. So auch mein Klassenkamerad Hans Christoph v. Carlowitz in Wien, der die weite Reise nach Grimma nicht gescheut hat und heute hier unter uns weilt. Grundprinzipien der Fürstenschulen waren eine strenge Auswahl und hohe Leistungsanforderungen. Es herrschte weitgehende Schülerelbstverwaltung. Ältere hatten die Jüngeren zu beaufsichtigen unter verantwortlicher Begleitung durch Lehrer, die in wöchentlichem Turnus in der Schule wohnen mußten. Das war das sogenannte Hebdomadariat. Durch Übertragung mannigfacher Ämter an Schüler wurden Fähigkeiten vermittelt, die die Gesellschaft braucht und die ein normales Gymnasium nicht bieten kann. Diese Erziehungsmethoden haben sich durch vier Jahrhunderte erfolgreich bewährt. Zahlreiche berühmte Männer sind aus diesen Schulen hervorgegangen. Ich brauche sie hier nicht erneut aufzuzählen. Sie sind allen bekannt und es ist nach den schlimmen letzten Jahrzehnten der Verirrung nur zu verständlich, daß viele, und insbesondere unser Verein ehemaliger Fürstenschüler, bestrebt sind, die sächsische Landesregierung zu bewegen, beide ehemaligen Fürstenschulen wieder als Landesschulen zu übernehmen und zwar ohne solche Taschenspielertricks wie „Neugründung“, um sich wohl eventuellen Verpflichtungen aus früheren Zeiten entziehen zu können.

Die sächs. Staatsregierung muß ggf. darauf dringen, im Bund eine Gesetzesänderung im Zusammenhang mit den im Einigungsvertrag aufgeworfenen Eigentumsfragen zu bewirken, damit das umfangreiche Stiftungsvermögen wieder seiner Zweckbestimmung zugeführt werden kann, die Schulen und deren Freistellen mitzufinanzieren. Das Land Sachsen-Anhalt hat ein Kuratorium geschaffen, zu dem es namhafte Persönlichkeiten berufen hat, die gemeinsam mit der Landesregierung die Verhandlungen mit der Treuhand führen. Wegen unterschiedlicher Gesetzesauslegung liegen die Dinge allerdings in Schulpforta anders und sind nicht vergleichbar. Das Land Sachsen-Anhalt ist aber in Schulpforta, das schon seit über 4 Jahren wieder Landesschule ist, dem

Freistaat Sachsen meilenweit voraus. Wir finden das beschämend für unser Sachsen, das als Ursprungsland der Fürstenschulen eigentlich Vorreiter hätte sein sollen. Und ich scheue mich nicht, es noch einmal zu sagen: Keine hundert Meter von dem Ort an dem wir uns hier befinden, zwischen dieser Aula und der Klosterkirche, hat Martin Luther im Oktober 1516 bei einer Visitation in anderem Zusammenhang im damaligen Kloster St. Augustin all denen, die etwas sagen wollen oder sagen müssen, den Rat gegeben: „Tu's Maul auf, tritt fest auf!“ Und er hat hinzugefügt: „Hör bald auf!“ – Ich folge diesem Rat und ich gebe ihn weiter an meine Nachfolger. Es darf nicht eher Ruhe geben, als bis die sächs. Staatsregierung zu der Einsicht gekommen ist, daß die geniale Schöpfung der Fürstenschulen wiedererrichtet werden muß. Jährlich werden Millionen und Abermillionen aus dem sächs. Bildungsetat ausgegeben für geistig zurückgebliebene sogenannte Sonderschüler. Gewiß, das muß sein. Aber genau so ist es notwendig, die Hochbegabten zu fördern. Wenn Deutschland nicht ins Hintertreffen geraten soll, muß mehr für die Förderung von Begabten getan werden. Es ist unsinnig, zu sagen: „Was brauchen wir das? Begabte können sich selbst helfen!“ Sie können es nicht! Gerade in den entscheidenden Entwicklungsjahren bedürfen sie der Förderung. Das ist zum Nutzen aller und zum Vorteil für unser Land.

Augustiner stehen zusammen mit den Afranern in unserem Verein bereit zur Mithilfe für das gemeinsame Werk. Wir haben unserer Vereinszeitschrift einen Titel vorangesetzt, der afranischem Geist entsprungen ist: Sapere aude! So steht es in goldenen Lettern auf dem Schulhof des zur Zeit noch zweckentfremdeten Schulgebäudes St. Afra in Meißen. Das Wort stammt von Horaz und Immanuel Kant gibt ihm in seinem 1783 erschienen Aufsatz: „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“ den Inhalt: Sapere aude! habe den Mut, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ Wage, weise zu sein. Das Wort paßt zu mehreren Wesenszügen der Fürstenschulen: zur Reformationszeit, zum Humanismus, aber auch zur Aufklärung, zu St. Afra passend, weil dessen berühmtester Schüler Lessing ein Aufklärer war. Eine humorvolle andere Deutung für die Zuordnung des Spruches auf St. Afra ist diese: Die Vokabel sapere heißt nicht nur: weise sein, sondern bedeutet auch: schmecken, kosten. Es soll an der Fürstenschule St. Afra eine Zeit gegeben haben, wo das Essen sehr schlecht war und keiner diesen Fraß mochte. Da soll ein mutiger Sekundaner an die Speisesaaltür geschrieben haben: sapere aude! dem Sinne nach richtig: wage es, einmal zu kosten! Probier doch mal! Ob Sapere Aude dadurch zum Afraner-Leitspruch geworden ist, steht dahin. Jedenfalls ist es eine geistvolle Episode, die von dem hohen

Niveau der Schule zeugt. Für uns in der Gegenwart soll es eine ständige Aufforderung bleiben: Habe den Mut, deinen Verstand zu gebrauchen. Und damit lassen sie mich schließen. Ich rufe diesen Afraner-Leitspruch allen hier im Saale Anwesenden und allen Sachsen zu : Sapere Audete!

Vorwort der Redaktion zum nachfolgenden Bericht:

Unser am 21. August 1993 verstorbener erster Vorsitzender und erster Rektor der Landesschule zur Pforte in Meinerzhagen hat den vor etwa 15 Jahren seiner Ehefrau Dr. Magdalena Hartlich diktierten Lebensbericht für eine Veröffentlichung durch den VeF gedacht. Unsere Bemühungen um die Konzeption der neuen Landesschule St. Afra erhalten beim Lesen seiner Ausführungen wertvolle Anregungen.

„Aus meiner Lebensgeschichte

Christian Hartlich (A 20)

In die Tradition der kursächsischen Fürstenschulen bin ich schon hineingeboren worden. Waren doch meine Großväter Fürstenschüler. Beide studierten Theologie und standen im sächsischen Kirchen- und Schuldienst. Hermann Hartlich (Grimmenser des Jahrgangs 1837) war die längste Zeit seines Lebens Pfarrer in Schmannewitz bei Dahlen. Meine Mutter Dorothea Richter war die Tochter von Dr. phil. Oswald Richter (Afraner des Jahrgangs 1857). Er war ursprünglich Pfarrer in Hainewalde, später dann Konrektor am Gymnasium in Wurzen.

Meine Großmütter stammten aus sächsischen Pfarrhäusern.

Geboren wurde ich am 18. Dezember 1907 in Grimma. Mein Vater war damals Professor am Moldanum. Schwierige Worte wie „Inspektion“ oder „Hebdomadar“ waren mir von früher Kindheit an vertraut. Oftmals habe ich den großartigen Bau der Schule betreten, wenn mein Vater auf Inspektion war oder in der von ihm betreuten Lehrerbibliothek arbeitete. Einen großen Eindruck bereitete dem kindlichen Gemüte die Mulde, wenn sie in der Zeit der Schneeschmelze das Vorgelände der Schule überflutete und die eisernen Tore zur benachbarten Großmühle zugeschoben wurden, um die Wasser abzudrängen.

Sieben Jahre war ich alt, als im August 1914 das Grimmaische Husarenregiment auf dem Platze vor dem Progymnasium feldmarschmäßig aufgestellt war. Mein Vater hatte mir einige Kisten Zigarren zum Verteilen mitgegeben, und ich kroch zwischen den Pferden hindurch. Den Geruch von Lederzeug, Schweiß, Pferdedung und alkoholischer

Begeisterung rieche ich noch heute, da ich diese Zeilen schreibe. Kurz darauf, als die Schwadronen zur Verladung abritten, fielen am Bahnhof scharfe Schüsse, die ersten, die ich in meinem Leben hören sollte. Sie gingen in die Luft. Die Spionagefurcht war ungeheuer. Man erwartete Goldtransporte, die von Paris nach Petersburg oder umgekehrt unterwegs sein sollten.

Im Sommer 1917 wurde mein Vater an die Fürstenschule St. Afra nach Meißen versetzt. In dem alten Gemäuer des Ökonomiehofes bezogen wir eine weiträumige Wohnung. Die Mauern waren meterdick. Im Winter zeigten sie Eiskristalle. Die Öfen schwer heizbar. Die Ernährung kärglich und eintönig: Kohlrüben, Dörrgemüse, Trockenfisch. Als Pensionäre, die auf eine freie Stelle im Internat warteten, wohnten bei uns Rolf Richter, Achaz von Schwertner und Ernst Brödner. Die beiden Erstgenannten erlagen der Furie des zweiten Weltkrieges. 1918 erhielten wir eine herrliche Wohnung auf dem Burgberge in einem alten Domherrenhause, von dem aus der Blick weit über die alte Innenstadt hinweg in das Elbtal ging. Eine besondere Zierde war im Obergeschoß ein festlicher Raum, der mit einer kostbaren Stuckdecke aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts geschmückt war. Die Wappen ehemaliger Geschlechter schmückten die Außenfront des Gebäudes.

Ich besuchte zunächst das auf dem Ratsweinberg gelegene Realgymnasium von Sexta bis Quarta. Ostern 1920 wurde ich in die Untertertia von St. Afra aufgenommen. Rektor war noch Pöschel, dem 1921 mein Vater in seinem Amte nachfolgte.

Meine afranischen Jahren waren durch eine sonderliche Doppelexistenz gekennzeichnet: ich war alumnus, wohnte im Internat und nahm an allen seinen Ordnungen teil. Zugleich jedoch durfte ich in die Rektorwohnung ab und zu hinüberspringen, dies wurde von den Inspektoren großzügig geduldet. Ich hatte das Glück, vorzüglichen Stubengemeinschaften anzugehören. Was mir besonders an der Internatsstruktur gefiel, war der Zuwachs an Freiheit, der sich von Klassenstufe zu Klassenstufe erhöhte. Ostern 1926 bestand ich das Abitur nicht mit außergewöhnlichem, aber befriedigendem Erfolg. Da mein Vater nicht Kommisar bei der Reifeprüfung seines Sohnes sein durfte, ernannte das Ministerium zum Prüfungsleiter den hervorragenden Graezisten an der Leipziger Universität Alfred Körte. Er war hellauf begeistert von den Leistungen meines Jahrganges, obwohl diese den Durchschnitt afranischer Abiturientenprüfungen nicht überschritten.

Er wußte, daß ich klassische Philologie und Theologie studieren wollte und riet mir, das erste Semester an einer kleinen Universität zu verbrin-

gen. Er stattete mich mit einigen Empfehlungen an Tübinger Professoren aus, und so hatte ich die Freude, im Hause des bedeutenden Historikers Johannes Haller regelmäßig verkehren zu dürfen.

Haller stammte aus Estland. Die Geselligkeit war durch die in Tübingen studierenden Baltendeutschen bestimmt. Ihr Deutschtum war von einer Tiefe, wie es mir noch nicht begegnet war. Ich erinnere mich an die Abende, da uns Haller aus den Werken des in Reval geborenen und in Tübingen in hohem Alter lebenden Kunstgeschichtlers Dehio vorlas. Theologische Vorlesungen habe ich in diesem Tübinger Semester kaum gehört. Die Vorlesungen von Theodor Schlatter waren mir wegen dessen Schwyzer Deutsch nicht verständlich. Karl Heims dogmatischer Standpunkt erschien mir zu apologetisch. Die Vorlesungen waren mir langweilig, wie ich überhaupt dem gesamten Vorlesungsbetrieb skeptisch gegenüberstand. Ich meinte, daß in Büchern rascher gelesen werden könnte, was in den Vorlesungen langatmig vorgetragen wurde. So war der Ertrag des ersten Semesters gering; was mir aber einen tiefen Lebenseindruck gemacht hat, war der Reiz der schwäbischen Landschaft und schwäbischer Lebensart.

Die nächsten drei Semester verbrachte ich in Berlin. Die Vorlesungen von Wilamowitz, der schon in hohem Alter stand, waren etwas schwierig nachzuschreiben. Er sprach frei und wußte so viel, daß sich seine Vorlesungen in Anmerkungen zu Anmerkungen verloren. Am tiefsten beeindruckte mich der klassische Philologe Werner Jäger. Seine Interpretation von Platons siebentem Brief ist ein Stück meiner geistigen Bildung geworden. In theologische Vorlesungen bin ich kaum gekommen. Das Berlin der zwanziger Jahre bot eine Fülle von Anregungen auch außerhalb der Universität. Wir Studenten hatten verbilligten Eintritt in die Theater. Ibsens *Per Gynt* habe ich vielmals gesehen, denn wenn Schauspieler erkrankt waren, wurde ersatzweise dieses Stück gespielt. Mit zwei Denkern habe ich mich in meiner Berliner Zeit intensiv beschäftigt: mit der Ethik und Ontologie von Nicolai Hartmann und mit den Werken von Ernst Troeltsch.

1929 wandte ich mich nach Leipzig und hatte das Glück, eine Studentenwohnung von besonderem Werte zu finden. Es waren zwei Räume, ausgestattet mit wertvollen, alten Kirschbaummöbeln. Sie gehörte Fräulein Rust, der Nachfahrin eines Domkantors, die nun als Repetitorin unter Straubes Leitung die Stimmen der jungen Thomaner bildete. An den Wochenenden fanden bei ihr häufig kleine musikalische Soireen statt. Den Fund dieser Wohnung verdanke ich Rudolf Lennert, er arbeitete an seiner Dissertation bei dem Religionssoziologen Joachim

Wach über Max Webers Stellung zur Religion; gleichzeitig war er hingerissen von dem kurz zuvor erschienenen Werke „*Sein und Zeit*“ von Heidegger. An der Universität Leipzig wirkten damals hervorragende Geister. In der Philosophie waren es Theodor Litt und Driesch, in der Klassischen Philosophie Richard Heintze, Bethe und Alfred Körte. Leider habe ich auch in Leipzig noch immer der Theologie keine sonderliche Beachtung geschenkt. Ich bedauere dies umso mehr, als der Zugang zu Horst Stephan, der Altafraner war, ungenutzt blieb. Viele Anregungen verdanke ich Andreas Thierfelder, mit dem ich griechische und lateinische Texte las. Er war Oberassistent am philosophischen Institut, und ich erhielt die Stelle eines Unterassistenten, der die Bibliothek zu verwalten hatte. Sehr anregend war für mich eine Vorlesung von Paul Tillich, jeden Donnerstag kam er am Nachmittag für zwei Stunden von Dresden nach Leipzig. Er interpretierte das schwer verständliche Werk von Heidegger. Aber in meiner Leipziger Studienzeit nahm die Lektüre der klassischen Werke der Antike alle meine Kräfte in Anspruch.

Im Januar 1932 bestand ich vor der Wissenschaftlichen Prüfungskommission mit Auszeichnung die Prüfung für das Höhere Lehramt und erhielt in evangelischer Religion, Griechisch und Latein, sowie in philosophischer Propädeutik die Lehrbefähigung. Wie es zu diesem guten Resultat gekommen ist, kann ich mir nur dadurch erklären, daß die Prüfenden nach dem Prinzip *sola gratia* verfahren sind.

Ich hatte das Glück, meine Referendarzeit am Staatsgymnasium Dresden-Neustadt verbringen zu dürfen. Der Rektor dieser Schule war der Altafraner Pflugbeil. Anschließend war ich als Studienassessor am Mädchengymnasium Dresden-Neustadt und am Vitztumschen Gymnasium tätig. Alle diese drei Schulen hatten einen hervorragenden Rang und gehörten zweifellos zu den besten in Sachsen.

Die politischen Verhältnisse hatten sich durch die Machtergreifung Hitlers völlig verändert. Dem Aufbruch war ich zunächst zugetan, weil ich wie viele andere meinte, bei der Neuordnung nicht beiseitestehen zu dürfen. Jedoch erkannte ich nach kurzer Zeit, daß das Parteiprogramm der NSDAP ein „positives“ Christentum vertrat, das die völlige Unterordnung unter die weltanschaulichen Ziele des Nationalsozialismus und seines Rasseglaubens bedeutete. Ein Schlüsselerlebnis war mir das Reformationsfest 1933. An diesem Tage wurden Schüler und Schülerinnen der Neustädter Schulen auf Anweisung des Kultusministeriums unter Begleitung ihrer Lehrer in die Martin Luther Kirche geführt. Ein Pfarrer im Braunhemd namens Roch hielt von der Kanzel eine rein politische „Predigt“. Sie schloß mit der Aufforderung in ein dreifaches „Siegheil“ auf

den Führer, den deutsch-christlichen Landesbischof Coch und Jesus Christus einzustimmen. Dies war mir zuviel, und meine mir bis dahin verborgene Christlichkeit erwachte.

Ich schloß mich der sich bildenden Bekennenden Kirche an und kam in unmittelbare Beziehung zu dem Superintendenten von Dresden-Land Hugo Hahn und etwas später zu dem Pfarrer an der Trinitatiskirche Martin Fischer. Wenig später wurde ich in die Synode der BK berufen, in der mir der Vorsitz des Erziehungsausschusses übertragen wurde.

Nun begann ich endlich das von mir vernachlässigte Studium der Theologie intensiv aufzunehmen. Den Anstoß bildete zunächst die 1933 erschienene Schrift „Theologische Existenz heute“ von Karl Barth. Ich zitiere daraus die erregenden Worte „Jeder Tag eilt zur Ewigkeit. Darum kann die Kirche, kann die Theologie auch im totalen Staat keinen Winterschlaf antreten, kein Moratorium und auch keine Gleichstellung sich gefallen lassen. Sie ist die naturgemäße Grenze jedes, auch eines totalen Staates.“ Diese Worte waren mir aus der Seele gesprochen. Jedoch hatte ich noch keine klare Vorstellung vom Gesamtentwurf der Barthschen Theologie. Dies geschah in zwei theologischen Zirkeln, in dem einen war die leitende Persönlichkeit der Pfarrer Karl Ae, einer der ersten Pfarrer, die unter dem Eindruck von Barths Kommentar zum Römerbrief die dialektische Theologie in Sachsen vertreten hatten. Jedoch hatte er in der neuen politischen Situation gegen die Stellungnahme von Barth erhebliche Bedenken, indem er dem Staat als einer von Gott gegebenen Schöpfungsordnung einen bestimmten Rang einräumte.

In vollem Gegensatz dazu stand der hochbegabte Pfarrer der Trinitatisgemeinde Karl Fischer. Für alle sozialen Fragen weit aufgeschlossen stimmte er in seiner Beurteilung des totalen Anspruchs des NS durchaus mit Barth überein.

Wir kamen fast wöchentlich mit Karl Fischer zusammen und erfuhren von ihm, der neben Hugo Hahn die BK in Dresden leitete, eine Fülle von Informationen nicht nur über die Lage der Sächsischen Landeskirche, sondern überhaupt über die innenpolitische Entwicklung. Wir wußten, daß Pfarrer verhaftet waren, daß sie in eine sogenannte Schutzhaft genommen wurden und von ihrem Lageraufenthalt nichts erzählen durften. Der weithin vorhandene Glaube, daß der Führer von alledem nichts wüßte, erwies sich als ein leerer Wahn. Aber nicht leerer Wahn waren die offensichtlichen Erfolge, die Hitler für jeden ersichtlich hatte und die unzählige Menschen faszinierten.

Da die Presse in Deutschland gleichgeschaltet war, abonnierte ich zunächst die „Basler Nachrichten“, eine vortreffliche Zeitung. Als diese

nicht mehr ausgeliefert wurde, wick ich auf französische Zeitungen aus, auf „Le Temps“ oder „Figaro“, und als diese auch nicht mehr ankamen, blieb ich am „Journal de Geneve“ hängen. So interessant die Nachrichten dieser Zeitungen waren, so trafen doch manche Schilderungen über die Zustände in Deutschland, im Einzelnen, nicht zu.

Was die Verhältnisse in meinem schulischen Leben angeht, so blieben direkte Eingriffe der NS-Behörden erstaunlich selten. Zwar mußten wir alle dem NS-Lehrerbund beitreten, aber nur wenige Eingriffe sind mir in Erinnerung geblieben. Eine Deutschlehrerin hatte der Tochter einer jüdischen Kinderärztin, namens Annemarie Seelig aufgrund ihrer Leistungen im Deutschen eine blanke Eins gegeben; dagegen erhob der Zellenwart des NS-Lehrerbundes Einspruch, und es ergab sich in der Zensurenkonferenz eine längere Diskussion, die mit dem Kompromiss endete, ihr die Note Zwei zu erteilen. Immerhin zeigte sich in den Meinungsäußerungen, daß im Kollegium erhebliche Differenzen bestanden.

Ein zweites Erlebnis sei noch beigefügt: Eine blonde, begabte Untersekundanerin jüdischer Provenienz war uns überraschend von der Schule abgemeldet worden; ich begegnete ihr kurz darauf auf der Straße; da erzählte sie mir, sie habe sich verheiratet, um einen Paß nach Palästina zu bekommen, die Ehe werde sofort nach ihrer Ankunft in Palästina geschieden werden.

Auf dem Wege zur Schule erlebte ich am 9. November 1938 den Brand der Dresdner Synagoge. Eine johlende Menschenmenge stand vor dem Rabbinat; auf der Freitreppe, die zur Wohnung der Rabbiner führte, wurde ein Rabbiner in seinem Ornat, die Thora unter dem Arm, herausgeführt. Da er sich weigerte, sich vor der johlenden Menge, welche schrie „Deutschland erwache, Juda verrecke“, zu verneigen, wurde er von hinten in die Kniekehlen gestoßen, daß er zusammenbrach.

An diesem Ereignis zerbrachen mir alle Hoffnungen, daß sich das System des Nationalsozialismus konsolidieren würde.

In den nächsten Monaten wurde die Gefahr eines Krieges immer deutlicher. Noch unternahm ich mit meinen Eltern eine Reise nach Sizilien und Rom, dessen Gebäude mit Inschriften überhäuft waren: „il duce ha sempre Ragione“. Die Erregungen, mit denen wir die Verhandlungen Hitlers mit den französischen und englischen Staatsmännern verfolgten, läßt sich nicht beschreiben. Als ich am 28. August 1939 vom Tennisspiel nach Hause kam und beim Abendbrot saß, läutete es am Gartentor unserer Wohnung; der Postbote überbrachte mir eine Karte, die den Befehl der sofortigen Einberufung zum Militärdienst enthielt. Eingezogen

war ich zu einer pferdebespannten Division. Nach drei Tagen erfolgte der Transport in den Hunsrück. Wir wurden untergebracht in einem Arbeitsdienstlager, und nun begann diese merkwürdige Zeit des Drôle de guerre. Während die deutschen Divisionen Polen in wenigen Wochen niederwarfen, herrschte im Westen eine völlige Untätigkeit des Gegners. Wir lagen untätig in den Baracken und durften keine Geländeübungen machen, um den Franzosen keinen Anlaß zu einem Angriff zu geben. Eines Tages beim Appell wurde ein Bibliothekar auf das Schloß in Gmünden gesucht, der die wertvolle Bibliothek ordnen und eventuell zum Abtransport nach Koblenz vorbereiten sollte.

Ich übernahm diese Aufgabe, und die Arbeit brachte mich in eine engere Beziehung zu der Familie des Schloßbesitzers Salis-Soglio. Sie war streng katholisch und verwandt mit dem Bischof von Münster Graf Galen. Dem Nationalsozialismus stand sie ablehnend gegenüber. Nicht so die reizenden jungen Offiziere aus dem Verwandtenkreis, die jugendlich begeisterte Soldaten waren.

Nach einigen Wochen erfolgte die Verlegung der Einheit nach Polen in den Raum von Gnesen. Die Eindrücke, die ich von dem okkupierten Land empfing, waren niederschlagend; mitten im Winter wurden polnische Bauern von ihren Gehöften vertrieben, um Deutsche dort anzusiedeln. Anfang des Jahres 1940 wurden wir wiederum nach dem Westen verlegt, und zwar in das Sauerland, wo wir bereitgestellt wurden, an dem Angriff gegen Frankreich teilzunehmen.

Ich gehörte der Aufklärungsabteilung meines Regimentes zu, die eine Radfahrswadron war. Wir marschierten durch Paris über die Place de la Concorde und um den Triumphbogen herum. An Versailles und Trianon vorbei. Unser erstes längeres Quartier war Rouen. Unser Quartier war im Collège de Corneille, einem herrlichen Gebäudekomplex aus der Spätrenaissance. Als ich in meiner Eigenschaft als Unteroffizier Wachhabender an der Eingangspforte war, kam eine Dame, die mich dringend bat, sie in das Gebäude einzulassen, da sie einige Dinge aus ihrem Apartment herausholen wollte. Ich ließ dies zu und führte sie in ihre Wohnung. Sie war mir überaus dankbar, wir kamen in ein näheres Gespräch, und nach zwei Tagen brachte sie mir ein Exemplar der Pensées Pascals zum Geschenk. Ich sagte ihr, ich würde gern in einer französischen Familie verkehren. „Oh“, sagte sie, „das ist nicht einfach, da gebildete Franzosen in dieser Zeit keine Deutschen bei sich sehen wollen. Aber ein Verwandter von mir ist der Chef d'Orchestre an der Kathedrale von Rouen.“ Ich bin dann von diesen Verwandten in reizender Großzügigkeit mehrmals in der Woche aufgenommen worden. Wir

sprachen auch über historische Themen und kamen dabei auf meine Frage zu sprechen, wie eigentlich die Franzosen zu ihrer royalistischen Geschichte stünden. Sei die französische Revolution ein absoluter Bruch? Er fragte mich, ob ich die Marseillaise kenne, was ich verneinte. Die Fenster des Raumes waren weit geöffnet, er setzte sich an den Flügel und sang die Hymne der Revolution.

Da der Standort meiner Einheit mehrfach wechselte, lernte ich viele Gegenden Frankreichs kennen und lieben. Besonders tief war der längere Aufenthalt in dem Badeort Arcachon. Viele Pariser Familien hatten sich in ihre Zweitwohnung geflüchtet. Mich interessierten hier die Buchhandlungen. In ihnen gab es in französischen Übersetzungen politische Literatur zu kaufen, die in Deutschland verboten war, z. B. das Buch von dem Danziger Rauschning, der zu der Erkenntnis gekommen war, daß der Nationalsozialismus ein radikaler Nihilismus sei; oder das Buch von dem englischen Botschafter Henderson „The Failure of my mission“. In der Buchhandlung lernte ich zahlreiche gebildete Pariserinnen kennen, denen das Schicksal ihrer Männer im Kriege noch unbekannt war. Die Bewunderung der Disziplin der deutschen Besatzung war einhellig. Irgendwelche Anzeichen eines Widerstandes gab es in diesen ersten Monaten noch nicht. Luftangriffe seitens Englands blieben noch aus. Wir hatten sehr viel infanteristischen Dienst in dem Dünengelände am Atlantik. Gerüchte schwirrten über eine etwaige Landung deutscherseits in England. Einmal machten wir eine Dampferfahrt im Becken von Arcachon, dann hieß es, wir würden eingesetzt werden zur Einnahme von Gibraltar. Da ich etwas französisch konnte, war ich als Dolmetscher eingesetzt. Das erste Wort, das ich gebrauchen lernte, war das Wort „fumier“, dies ist der Pferdemist, den die französischen Bauern von uns kaufen wollten. Eines späten Vormittags im August füllten sich plötzlich die Straßen-Cafés mit stark gestikulierenden Franzosen. Ich setzte mich an einen Nebentisch und hörte, daß der Stellvertreter Hitlers in England durch Fallschirmabsprung gelandet sei. Die Nachricht wirkte elektrisierend und war für viele Franzosen die erste Regung, daß der Krieg für Deutschland verloren sein könnte.

Anfang September verdichteten sich die Gerüchte, daß unsere Division nach dem Osten verlegt werden würde. Der Krieg gegen Rußland sei in Form eines Blitzkrieges beendet, es gebe nur führerlose Banden noch zu bekämpfen; und wir erfuhren aus dem Munde des Reichspressechefs eine Bestätigung hierfür. Anfang Oktober 1941 wurde meine Division verladen.

Der Abschied von Frankreich fiel mir sehr schwer. Wir dachten, daß wir

in den Raum von Königsberg verlegt werden würden, dies war ein schwerer Irrtum.

Der Zug fuhr weiter nach dem Norden, die Landschaft war schneebedeckt. Am Einschließungsring um Leningrad herum wurden wir auf einem kleinen Bahnhof namens Tosnow angehalten. Die Ausladung war schwierig, da an der Rampe immer nur ein Wagen halten konnte. Es lagen etwa 20 cm Schnee. Die Pferde hatten keine Stollen, die Feldküche stürzte um. Mich beruhigte die Nachricht, daß unsere Division als Armeereserve eingeteilt sei. Wider Erwarten wurden wir sofort in Marsch gesetzt und in schwere Kämpfe verwickelt. Monatlang lagen wir dann in einer verhältnismäßig ruhigen Stellung, auch der Russe hatte sich 300 m von uns entfernt eingegraben. Im August setzte plötzlich ein Großangriff des Russen ein, nach schwerster Artillerie-Vorbereitung. Ich war Ordonanzoffizier beim Bataillonsstab, mehrere Granaten schlugen in meiner unmittelbaren Nähe ein, ich wurde durch die Luft geschleudert und verlor auf mehrere Wochen gänzlich mein Gehör. In Coswig bei Dresden kam ich ins Lazarett und wurde für mehrere Monate nur garnisondienstfähig geschrieben.

Darauf erfolgte meine Versetzung an die neugegründete Kampfschule für bulgarische Stabsoffiziere in Nisch (Jugoslawien). Es handelte sich um eine Eliteeinheit, die über sämtliche Waffengattungen des Heeres verfügte.

Die Lage auf dem Balkan war ungemein schwierig; man sprach zwar von Tito-Banden, in Wirklichkeit handelte es sich um einen Aufmarsch wohlorganisierter Truppen. Nisch blieb bei diesen Kämpfen nicht direkt angegriffen, da die Kampfstärke der Kampfschule für den Angreifer zu verlustreich gewesen wäre. Jedoch mußte die Stadt geräumt werden, da Rumänien und kurz darauf auch Bulgarien sich auf die Seite der Alliierten stellten. Besonders gefährlich war der Vorstoß der Russen auf Nisch. Die Russen hatten bereits die wichtige Straße nach Belgrad überschritten. So waren wir abgeschnitten von der Verbindung nach Norden und mußten nach dem Westen ausweichen.

Unter schweren Kämpfen gelang es uns, nach dem Westen durchzubrechen und Anschluß an die von Griechenland heraufrückende Armee zu finden. Jedoch kam es bei Krajewo zu schwersten Kämpfen mit den Russen. Ich war Kompanieführer und mußte einen Gegenstoß führen. Dabei erhielt ich durch einen Maschinenpistolenschuß eine gefährliche Verwundung: Hals- und Schulterdurchschuß! Der Abtransport nach Agram war abenteuerlich, da der Zug auf eine Mine auffuhr und von Partisanen beschossen wurde. Ich wurde in ein Lazarett nach Obernigk

unweit von Breslau transportiert, das bereits von den Russen angegriffen war. Durch Vermittlung eines Freundes unserer Familie, Dr. Schelcher, der Standortarzt in Dresden war, wurde ich nach Dresden verlegt und erlebte dort im Februar 1945 im Hause meiner Eltern den Bombenangriff auf Dresden. Da sich am Ausschuß meiner Wunde Furunkel gebildet hatten, wurde ich zu meinem Ersatztruppenteil der Ersten Gebirgsdivision nach Garmisch-Partenkirchen verlegt. Hier erfolgte nach der Abheilung der Furunkel mein Einsatz als Ordonanzoffizier bei einem neu aufgestellten Regiment Alpen 2. In der Nähe von Crailsheim wurden wir in Kämpfe gegen eine Amerikanische Panzergruppe verwickelt, die in Richtung Heilbronn vorgestoßen war. Hier geriet ich in amerikanische Gefangenschaft.

Der Übergang in die Gefangenschaft bedeutete für mich eine Befreiung. Ich war glücklich, lebend der Diktatur entronnen zu sein. Ein Jahr verbrachte ich in einem amerikanischen Lager St. Avold in der Nähe von Saarbrücken. Wir waren untergebracht in sog. Nissen-Hütten und schliefen auf Pappkartons von Margarine-Verpackungen. Wiewohl wir schlecht ernährt waren – wenn wir uns aufrichteten schwindelte uns, wir litten an Hunger-Ödemen, so hatten wir doch nicht den Eindruck einer willentlichen Schikane der Amerikaner; sie hatten schließlich ganz Frankreich mit Lebensmitteln zu versorgen. Nach kurzer Zeit zeigte sich in dem Offiziersgefangenenlager das Bestreben, das erlittene Schicksal geistig zu bewältigen. In unsere Hände war gekommen ein Exemplar des griechischen Neuen Testaments von Westcott and Hort, wir lasen zusammen den Römerbrief. Täglich hielt ich am Vormittag einen Vortrag, in dem ich das Schicksal Deutschlands und die Aussichten für die Zukunft darzustellen versuchte. Sie fanden in der Hoffnungslosigkeit zerbrochener Herzen große Zustimmung. Dann gab ich täglich einigen Theologiestudenten griechischen Unterricht, hielt nachmittags in den verschiedenen Abteilungen des Lagers Vorträge, sonntags Gottesdienst. Diese geistige Tätigkeit ließ mich die Freiheitsbeschränkung verhältnismäßig leicht ertragen. Seit einem Jahr hatte ich keine Nachricht von zu Hause bekommen. Zu meinen Gesprächspartnern gehörte unter anderen Eberhard Stammer, der spätere Herausgeber der Evangel. Kommentare, der Freiherr v. Imhoff, der Presseoffizier bei Manstein gewesen war und der vom Pietismus geprägte Pfarrer Brandenburg.

Anfang März 1946 wurde ich aus der Gefangenschaft entlassen. Dabei ereignete sich insofern ein Mißgeschick, als der Amerikan. Sergant mich zwar noch in die Freiheit gehen ließ, aber die hinter mir Wartenden ablehnte. Hinter mir aber stand ein guter Kamerad, der mir einen

Aufenthalt in seiner Stuttgarter Wohnung zugesichert hatte. Ich hatte ja angegeben, daß ich nach Süddeutschland oder genauer nach Tübingen wollte. Ich wollte nicht nach Dresden zurückkehren, da da die Russen dominierten und die Stadt völlig zerstört war. Nun also fuhr ich nach Stuttgart, wo mein Kamerad mir die Anschrift seiner Wohnung gegeben hatte; ich klingelte abends an der Wohnungstür, die Frau öffnete und fragte: „Was wollen Sie?“, ich sagte „ich möchte bei Ihnen schlafen“ und erklärte ihr, daß ihr Mann vermutlich am nächsten Tage zurückkehren werde. Sie lud mich sogleich zum Bleiben in der komfortablen Wohnung ein. Nach vielen Monaten genoß ich zum erstenmal wieder warme Wohnung, Bad und Dusche und last not least ein WC. Meine abgeschlissene Gebirgsjägeruniform verschwand in einem Müllbeutel, und ich empfang einen gut gebügelt Anzug, Schuhwerk, Seife und Rasierzeug, alles Dinge, die ich so lange hatte entbehren müssen. Am nächsten Tag kam, mit Freuden begrüßt ihr Mann, und ich durfte viele Tage eine großzügige Gastfreundschaft genießen, sogar mit Geld wurde ich ausgestattet.

Wo aber sollte ich dauernd bleiben können? Alle meine Verwandten und Bekannten lebten in der Sowjetzone. Der einzige aus meiner Dresdner Bekanntschaft, von dem ich wußte, daß er in Stuttgart Zuflucht gesucht und gefunden hatte, war der Superintendent Hugo Hahn. Er hatte in Dresden Rede- und Amtsverbot erhalten und war von dem Reichsstatthalter Mutschmann ausgewiesen worden. Der württembergische Landesbischof Wurm hatte ihn aufgenommen und mit der Vertretung einer Pfarrstelle in Zuffenhausen, einem Vorort von Stuttgart betraut. An ihn wandte ich mich hilfeschend; Hahn nahm mich – ich kann nicht anders sagen – brüderlich auf. Er stellte mich den zuständigen Referenten beim Oberkirchenrat vor, und seine Fürsprache galt so viel, daß ich ohne Vorlage irgendwelcher Papiere sogleich die Zusicherung erhielt, eine Anstellung als Religionslehrer im Höheren Schuldienst zu erhalten. Gefragt, wo ich am liebsten tätig werden wollte, war meine Antwort klar. Der einzige Ort in Schwaben, den ich kannte, war von meinem Studium her Tübingen.

„Ja aber“ wurde mir entgegnet: „wir befinden uns hier im amerikanischen Sektor; Tübingen liegt in der französischen Zone, und die Verhältnisse sind so ungeklärt, daß wir nicht wissen, ob Sie dort eine Unterrichtserlaubnis erhalten! Die müssen Sie selbst erkunden“.

Am nächsten Tag fuhr ich nach Tübingen; in Wendlingen war die Grenze zwischen dem amerikan. und dem französischen Sektor. Meine Papiere genühten für die Kontrolle. Ein Nachtquartier fand ich im Hospiz am sog.

Faulen Eck, unmittelbar am Evang. Stift gelegen. Die Zimmer waren schmutzig, für die Betten gab es keine Bezüge, und schon beim Frühstück bemerkte ich, daß in der franz. Zone katastrophale Ernährungsverhältnisse herrschten. Auf dem Wohnungsamt wurde mir ein Zimmer beim Bauunternehmer in Lustnau zugewiesen; die Familie hatte noch bis jetzt auf die Rückkehr ihres als vermißt gemeldeten Sohnes gehofft. Ich meldete mich auch bei dem Dekan, dessen schön gelegener Amtssitz am Neckar war auch von Flüchtlingen belegt. Im obersten Stockwerk hatte er seine Amtsstube eingerichtet; ich klopfte und trat in einen raucherfüllten Raum ein; der Dekan rauchte eine mit Kastanienlaub gefüllte Pfeife. Er sagte „Sie können sofort am Keplergymnasium mit Religionsunterricht beginnen“. Der neuernannte Direktor wohnte nicht weit von da auf der Neckarhalde. Ich machte mich auf den Weg zu seinem Grundstück, es lag in einem Garten, alle Zugänge waren von Strauchwerk verdeckt, auch der Eingang. Aber ich sah da einen Mann arbeiten, mit einem Güllefaß düngte er seine Beete. Er sah mich und fragte „was wollen Sie denn?“. Ich antwortete „ich möchte dem Oberstudiendirektor Brunnenmüller meinen Besuch machen, da ich morgen an seiner Schule mit dem Unterricht beginnen soll“. Er sagte „Döss bin ich, kommen Sie morgen früh 7 Uhr 50 in die Schule“.

Mein nächster Gang führte zum Philosophischen Seminar. In herrlichen Räumen der Alten Aula gelegen; die Assistentin sagte mir, der Vorlesungsbetrieb sei gerade erst im Entstehen, einen Professor gebe es nicht, jedoch würde ein jüngerer Dozent morgen mit einem Seminar über Platons Parmenides beginnen; er werde wohl eine Professur erhalten. Platon war schon von meiner Dissertation her ein höchwichtiges Studienziel.

Der Dialog Parmenides gehört zu dem schwierigsten. Am nächsten Morgen war ich in dem Seminarraum, wo etwa acht Teilnehmer versammelt waren. Der Dozent verteilte Referate, wo es um den Nachweis des platonischen Gebrauchs von *taonta* ging. Was der Seminargenosse in der nächsten Sitzung vorlegte erschien mir sehr unvollkommen, und ich bat um einen gründlicheren Nachweis. Der Dozent nahm seinen Studenten in Schutz und fragte: „wie soll er das denn machen?“ Nun verwies ich auf das Lexikon von Ast, was unbekannt war und den Dozenten Verdacht schöpfen ließ, daß ich von ehemaligen Nazi-Professoren delegiert sei, um ihn wissenschaftlich unmöglich zu machen.

Die Ernährungsverhältnisse der Franz. Zone waren, wie bereits gesagt, völlig ungenügend. Das Diakonische Werk hatte in der Hafengasse eine winzige Suppenküche eingerichtet, da konnte man ohne Lebensmittel-

marken eine warme Wassersuppe essen, in der einige Gemüsereste schwammen. Für nicht schwäbische Leser sei bemerkt, daß natürlich Tübingen keinen Hafen hatte, sondern unter Hafengasse die Gasse zu verstehen ist, wo Töpferhandwerk zu Hause ist. Da man auf die Suppe längere Zeit warten mußte, nahm ich mir immer den griechischen Parmenides-Text mit. Dies erregte die Aufmerksamkeit eines neben mir Sitzenden; wir kamen ins Gespräch, und es stellte sich heraus, daß er ein hervorragender Kenner der Kantschen Philosophie war, in Freiburg bei Husserl und Heidegger Philosophie studiert hatte. Daraus entwickelte sich eine wissenschaftliche Zusammenarbeit, die dann später zur Abfassung eines gemeinsamen Buches über den Ursprung des Mythosbegriffes in der protestantischen Theologie führte. Es war dies eine Preisfrage der Studiengemeinschaft Evangelischer Akademien, wobei unsere Arbeit den ersten Preis davontrug.

Einige Wochen später traf Spranger in Tübingen ein. Er hatte Berlin verlassen müssen, da er als Rektor der Berliner Universität, die im Sowjetischen Sektor lag, das Amt nicht mehr verantworten konnte. Seine Wohnung lag im franz. Sektor, und der Hilfe dieser Besatzungsmacht verdankte er es, daß er seine große Bibliothek in einem plombierten Güterwagen mitnehmen durfte. Ich begegnete ihm erstmals im Philosophischen Seminar, und wir kamen in ein intensives Gespräch, wobei sich der Plan ergab, eine Seminarveranstaltung über die Soziologie des Wissens zu veranstalten. Es entwickelte sich zwischen Spranger und mir ein fast freundschaftliches Verhältnis. An dem Seminar nahmen knapp 20 Teilnehmer teil, Angehörige verschiedener Fakultäten, alle waren promoviert oder habilitiert. Spranger erklärte gleich am Anfang, er werde bei der Untersuchung der Soziologie des Wissens den *advocatus diaboli* spielen und alle Teilnehmer aufgrund seiner Erfahrungen in Berlin zwingen, zu versuchen, einen Standpunkt zu gewinnen, der gegenüber den marxistischen Begründungen haltbar sei. Die Auseinandersetzungen bewegten sich auf einem außerordentlich hohen Niveau, worüber sich Spranger mit Worten höchster Anerkennung ausgesprochen hat. Etwa um 1948 setzten die Bestrebungen ein, den Verein Ehemaliger Fürstenschüler neu zu begründen. Die erste Veranstaltung fand in Göttingen statt unter Leitung von Willy Brescius. Ich wurde dann zum Vorsitzenden gewählt, Mitglieder des Vereins waren zunächst nur ehemalige Afraner, die Grimmenser traten erst später in Erscheinung. Die Pfortner hatten einen eigenen Verband, und sie waren in der glücklichen Lage, von vornherein mehr Mitglieder zu haben, da die ehemaligen Schüler von Schulpforta zum großen Teil aus Westdeutschland stammten.

In unserer Kreise entstand sehr bald die Frage, ob in Westdeutschland eine Nachfolgeschule für St. Afra und St. Augustin ins Leben gerufen werden könnte. Die Antworten auf diese Frage waren unterschiedlich, auf der einen Seite stand der Vorschlag, der VeF solle sich auf ein Minimalprogramm einigen, nämlich sich auf die gemeinsamen Erinnerungen aus unserer Schulzeit zu beschränken und Pakete nach drüben zu senden. Der entschiedenste Vertreter eines Maximalprogramms, nämlich im Westen eine Nachfolgeschule zu gründen, war der junge Theodor Lieser, der immer wieder darauf hinwies, daß die Trennung von Deutschland eine unabsehbar lange Dauer haben werde. Unsere Generation habe die Pflicht, das Erbe unserer Bildungstradition im Westen am Leben zu erhalten.

Inzwischen war durch die Initiative jüngerer Afraner eine ungemein wertvolle Schrift von Dr. Siegfried Lorenz, dem ehemaligen Mathematiklehrer von St. Afra in der bescheidenen Auflage von 80 Exemplaren erschienen. Der Gedanke einer Neugründung, der zunächst völlig utopisch erschien, gewann an Zuneigung, aber erst, als es gelang, Verbindung zum Pfortnerbund herzustellen, der über bekannte und hervorragende Vertreter z. B. über Theodor Schecker, den Direktor der Howaldwerft in Hamburg verfügte, oder über Dr. Lauer, einen Direktor der Deutschen Bank in Düsseldorf, wurde die Realität einer Neugründung vielleicht möglich. Ausschlaggebend war, daß ein ehemaliger Pfortner, leitender Regierungsdirektor am Schulkollegium in Münster, nämlich Friedrich Bruns, seine hervorragenden Kenntnisse der Schulverwaltung und vor allem seine engen Beziehungen zur Leitung der Westfälischen Kirche für den Plan einsetzte. Auch Wolfgang Schöne, der Schriftführer des Vereins VeF geworden war und zunächst das Maximalprogramm als hoffnungslos bezeichnet hatte, gab aufgrund der neuen Personallage sein *placet* zum Plan der Neugründung.

Die Pläne einer Neugründung nahmen immer festere Gestalt an. Maßgebend war der Einfluß der Pfortner, wobei dem bereits genannten Bruns besondere Bedeutung zukommt. Er war mit dem Schulreferenten der Bielefelder Kirchenleitung Nockenmann freundschaftlich verbunden, so daß diese zur Übernahme der Schulträgerschaft bereit war. Das Bauprojekt wurde auf die damals hohe Summe von 16 Mill. Mark berechnet, und das Land Nordrheinwestfalen stellte die Summe von 10 Mill. Mark zur Verfügung. Die Frage, wer der erste Rektor der Schule werden sollte, bewegte die Gemüter. In den ehemaligen Schülerschaften waren nur ganz wenige Personen vorhanden, die aufgrund ihrer beruflichen Voraussetzungen die Bedingungen für die Übernahme eines Rektorates

erfüllten. Bei einer Tagung in Hofgeismar trat eine Delegation vom Pförtnerbund an mich heran mit der Frage, ob ich diese Aufgabe übernehmen könnte. Ich sagte den Herren, ich brauchte Bedenkzeit, und dieselbe dauerte über ein Vierteljahr. Ich befand mich in Tübingen in den angenehmsten Verhältnissen, hatte einen Lehrauftrag an der Universität für Religionspädagogik. Ich war bei der ersten und zweiten Staatsprüfung für das höhere Schulamt tätig, außerdem als Gymnasialprofessor am Studienseminar für Referendare tätig. Wir hatten eine sehr schöne Wohnung in Dettenhausen bei Tübingen, und meine Frau hatte dort ihre psychotherapeutische Praxis eingerichtet. Einen früher an mich ergangenen Ruf, an der Universität Hamburg tätig zu werden, hatte ich abgelehnt. Seitens der schwäbischen Kirche wurde meine Arbeit geschätzt, ich war sogar auf deren Angebot hin ordiniert worden. So standen alle vernünftigen Erwägungen eigentlich so, daß wir in Tübingen bleiben sollten. Das Motiv, das uns dann veranlaßte, doch nach Meinerzhagen zu gehen, wo die neue Schule ihren Ort haben sollte, war eigentlich nur die Verbundenheit mit St. Afra und auch der Gedanke, das Werk meines Vaters fortsetzen zu dürfen.

So beantwortete ich also die Anfrage der Delegation des Pförtnerbundes bejahend; es fand eine Sitzung der Kirchenleitung in Bielefeld statt, wo die Wahl des künftigen Rektors der Landesschule auf der Tagesordnung stand. Ich wußte gar nicht, wie ich mich da verhalten sollte; meine Frau hatte mir aber den guten Rat gegeben, ich solle mich so verhalten, wie wenn ich auf einem Ehereinrichtungsinstitut mich befände. Dies erklärte ich gleich am Anfang der Sitzung und hatte die Lacher auf meiner Seite. Das Ergebnis der Sitzung war, daß ich einstimmig zum Rektor der in der Gründung befindlichen Landesschule berufen wurde."

Hiermit endet der von Christian Hartlich verfaßte Lebensbericht. Dankenswerterweise hat seine Witwe eine Ergänzung um die beiden Abschnitte „Meinerzhagen“ und „Ruhestand in Tübingen“ geschrieben. Der erste Teil dieser Ausarbeitung konnte noch in diesem Heft eingebracht werden, der zweite Teil ist für das nächste Heft vorgesehen.

Hierzu schreibt Frau Dr. Hartlich

„Der Inhalt dieser Sendung umfaßt den Zeitraum der Planung und Vorbereitung bis zur Eröffnungsfeier der Schule am 1. Mai 1968. Bis auf ganz wenige kurze Ausnahmen besteht der Text aus gesprochenen oder gedruckten Worten meines Mannes, daher die Anführungsstriche. Als nächste Sendung kommt dann die Eröffnungsfeier, die fünfjährige Tätigkeit und der Ruhestand in Tübingen.

Diese hier gesandte Auswahl aus großer Materialfülle kann weitschweifig erscheinen, mit dem Akzent mehr auf Schul- als auf die Lebensgeschichte meines Mannes gerichtet. Da besteht eine Identität; und ist es nicht so, daß ein Orientierungs- und Informationsbedürfnis besteht für so lange schon Zurückliegendes und – darüber bin ich oft erstaunt – schlicht Unbekanntes? Allein schon, was den Modellcharakter dieser Schule betrifft."

Bis zur Grundsteinlegung am 22. Mai 1965 galt es nun, die Schule gut und fest zu gründen, ihr Richtung zu geben, ihre Wesenszüge innerhalb der bildungspolitischen Landschaft zu bestimmen und diese immer erneut darzustellen.

„Es war ein in der deutschen Schulgeschichte einzigartiger Vorgang, daß ehemalige Schüler und gerade auch Männer aus dem praktischen Leben, aus Wirtschaft und Industrie daran gingen, künftigen Generationen weiterzugeben, was ihre alten, untergegangenen, aus dem Geist der Reformation und des Humanismus entsprungenen Schulen auszeichnete; nämlich die Erziehung zu zuchtvoller geistiger Arbeit, zum selbständigen und kritischen Denken und zur Bereitschaft, verantwortliche Aufgaben im Dienst von Gesellschaft, Staat und Kirche wahrzunehmen. Es ging darum, die Traditionen der alten Schulen zu übernehmen und in einer modernen Erfordernissen angepaßten Weise weiter zu entwickeln."

Die innere Gestaltung der neuen Pforte im Sinne ihrer Gründer hatte zum Ziel „junge Begabungen sowohl in wissensmäßiger wie in charakterlicher Hinsicht dazu zu befreien, später einmal in ihrem Leben Stellungen mit weitreichenden Verantwortlichkeiten übernehmen zu können. Auch in einem modernen demokratischen Gemeinwesen und einer durch die industrielle Entwicklung tiefgreifend veränderten Welt gibt es eine Stufung der Verantwortlichkeit von Ämtern und Pflichten, und es ist eine Lebensfrage unserer politischen und sozialen Existenz, den dafür erforderlichen Nachwuchs heranzubilden.

Wir können die Fragen menschlicher Gemeinschaftsgestaltung nicht nur theoretisch im Gemeinschaftskundeunterricht behandeln, sondern wollen, daß täglich im praktischen Vollzug die Schüler soweit als vertretbar an Formung und Ordnung des gemeinschaftlichen Lebens verantwortlich beteiligt werden. Denn hier treten fast alle Grundfragen politischer Gestaltung in einer dem Schüler unmittelbar zugänglichen und überschaubaren und seine Aktivität sinnvoll ansprechenden Weise auf. Hier erfährt der junge Mensch konkret, wie schwer es ist, die Rechte des Individuums mit den berechtigten Anforderungen der Gemeinschaft in Einklang zu bringen; wie nötig es ist, die Schwächeren vor den Übergriffen

der Stärkeren zu schützen; wie das Leben der Gemeinschaft zerfällt, wenn in ihr sich nicht je und je Kräfte finden, die bereit und fähig sind, für das Ganze zu wirken.

Unsere Internatserziehung ist nicht am Modell der Familie orientiert, sondern an dem eines sich selbst verwaltenden Gemeinwesens, eine eigenständige Schöpfung, die in der Form einer res publica junge Menschen zu politischer und sozialer Verantwortung führen will.“

Auch hinsichtlich weiterer Essentialia bestand Übereinstimmung: „die Herstellung der Chancengleichheit durch das Freistellenwerk; die Einheit von qualifiziertem Unterricht und erzieherischer personaler Begegnung insofern, als die Lehrer abwechselnd die Aufsicht im Internat und als Tutoren die Betreuung einer kleinen Gruppe übernehmen. Die Schule soll ständig bemüht sein, den verhängnisvollen Hiat zu überwinden, der im 19. Jahrhundert zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften entstanden ist. Die Auseinandersetzung mit dem Christentum soll ein unersetzliches Element der Bildung dieser Schule sein.“

„Als eine Mitte, aus der die Schule lebt in Bindung und Freiheit evangelischen Christentums, wurde in den Grundstein der Schule eingemeißelt

U B I S P I R I T U S D O M I N I I B I L I B E R T A S “

Es bestand die gemeinsame Überzeugung, daß die Begegnung mit der Antike ein unersetzliches Element abendländischer Bildung ist und einer „begabten und lernfrohen Jugend das Erlernen des Lateinischen und Griechischen zugemutet werden darf.“

Unsere komplizierte Gesellschaft braucht an zahlreichen Führungsstellen Persönlichkeiten, die ein hohes spezielles Können mit einer tiefen und umfassenden menschlichen Bildung verbinden.. Für eine solche allgemeine Bildung gibt es kaum eine bessere Grundlegung als die Kenntnis der griechischen und römischen Kultur, auf deren Boden abendländische Gesittung, Kunst und Wissenschaft erwachsen sind. Ebenso erforderlich ist es, über einen Grundbestand naturwissenschaftlicher Erkenntnisse zu verfügen und Einsicht in ihre Methoden zu besitzen, alle Schüler mit einem solchen Grundwissen auszurüsten. Auch sollte kein Schüler die Pforte verlassen, ohne sich im Englischen oder Französischen mühelos verständigen zu können. Aller Unterricht ist darauf angelegt, die Schüler zum selbständigen methodischen wissenschaftlichen Arbeiten anzuregen, dies mit einem alle 14 Tage für die Schüler der Oberklassen freien Tag, an dem die Schüler – von ihren Fachlehrern beraten – ein frei gewähltes Thema aus dem Bereich der Geistes- und Naturwissenschaften bearbeiten dürfen. Den durch ihre Präfektendienste besonders bean-

spruchten Primanern stehen zwölf kleine Studios zur Verfügung, in die sie sich zu ungestörter geistiger Arbeit zurückziehen können.

Regelmäßige Kolloquien, an denen die in den Sekunden und Primen unterrichtenden Lehrer teilnehmen, dienen dem Versuch, das in die einzelnen Fächer zerspaltene Wissen in einer übergreifenden philosophischen Betrachtung zu vereinen.

Hierbei erfährt der Schüler, daß auch bei scharfem Widerspruch die Auseinandersetzung in strenger Sachlichkeit und ohne persönliche Verletztheit geführt werden kann. Hierbei können die zwischen den Fachgesichtspunkten bestehenden Widersprüche offengelegt und die Strukturen der verschiedenen Erkenntnisweisen erkannt werden.

Wie der Leibeserziehung mit Sport, Spielen oder beim eigenen Bootshaus an der Listertalsperre der ihr zukommende Raum gegeben ist, so haben auf dem Gebiete der musischen Erziehung die Internate von jeher Hervorragendes geleistet: bei der Gestaltung der Feste und Feiern, der Pflege des Theaters und allen Formen bildnerischen Gestaltens, insbesondere der Heranbildung eines Chores und Orchesters.

Zum Depositum Fidei, das die Gründer der neuen Pforte ihr an ihrem Eröffnungstage zu treuen Händen übergaben, gehörte auch die Konfessionalität als „pädagogische Chance“, die der Schulgemeinschaft eine christliche Lebensordnung gab.

Die Meinung geht heute überwiegend dahin, daß das Schulwesen von religiösen Stellungnahmen freigehalten werden sollte, daß die Bindung an ein bestimmtes Bekenntnis zu Intoleranz führe und als Rückfall in das Zeitalter eines überlebten Konfessionalismus abzulehnen sei. In der Tat ist jeder Konfessionalismus, sofern darunter die Durchsetzung eines bestimmten Bekenntnisses mit den Mitteln offenen oder versteckten Zwanges zu verstehen ist, von der Wurzel her abzulehnen. Die Ablehnung eines solchen Konfessionalismus schließt aber nicht den Verzicht auf Konfessionalität in der Erziehung ein.

Unter Konfessionalität verstehen wir im weitesten und formalen Sinne das Verbundensein einer Gruppe in der freiwilligen Anerkennung von bestimmten Normen und Werten. So gefaßt bezieht sich der Begriff nicht nur auf christliche Gemeinschaftsbildungen, sondern auf jede Formierung von Gruppen, die in den Grundelementen ihres Daseinsverständnisses übereinstimmen, für sich ein bestimmtes Ethos verbindlich machen und sich eben dadurch von anderen Lebenshaltungen unterscheiden.

So verstandene Konfessionalität kennzeichnete auch die vier Schulen, in deren Nachfolge die Landesschule zur Pforte eintritt.

Das reformatorische Verständnis von Bindung und Freiheit, das Wissen

um Würde und Verfallenheit des Menschen, die Zuversicht auf die uns im Evangelium verheißene Gnade schuf in diesen Schulen einen Geist der religiösen Nüchternheit und war der tiefste, nicht oft beredete, aber stets gegenwärtige Grund, der Lehrende und Lernende zur Gemeinschaft zusammenschloß. In starkem Bewußtsein der eigenen Art war die Achtung vor anderen weltanschaulichen und religiösen Ausprägungen selbstverständlich.

Möge die neue Pforte aus einem weltauftgeschlossenen Christentum leben, jedoch dessen eingedenk sein: Die Lichter dieser Welt sind nicht das letzte Licht, das unsere Existenz zu erhellen vermag. In dieser Grundgesinnung und den aus ihr entwickelten Formen ist die künftige Pforte entworfen, und wir hoffen dafür die innerliche Bejahung der Jugend, die zu uns kommt, zu finden. Uns jedenfalls hat sich in unserem Leben kein anderer Grund gefunden, auf den wir unser Leben gründen könnten.“

Es lag meinem Manne daran, daß die Leser der „Neuen Pforte“ (Nr. 11, Mai 1988) –“ ob alt oder jung – ungekürzt die Ansprache zur Kenntnis nehmen sollten, mit der sich der Sprecher der ersten Präfektengeneration an die Versammlung wandte“ (beim Festakt der Eröffnung der Landesschule, 1. Mai 1968).

„Verehrte Anwesende! Als Sprecher der jungen Generation, die heute in die Landesschule einzieht, möchte ich mit einigen Worten die Erwartungen andeuten, die uns erfüllen. Was uns lockt, ist die Hoffnung, hier eine junge selbstverantwortliche Gemeinschaft aufbauen zu können. Von politischer Erziehung ist so viel die Rede, aber in den üblichen Vormittagsschulen bleibt sie zumeist reine Theorie. Hier in der Internatsgemeinschaft dagegen stellt jeder Tag eine Fülle von politischen Aufgaben. Es geht wesentlich darum, eine Ordnung zu schaffen, die jedem Glied der Gemeinschaft die größtmögliche Freiheit zusichert. Gelingt uns die Lösung dieses Problems, so glauben wir damit gut auf ein Leben der politischen Verantwortung vorbereitet zu sein. Weiter hoffen wir, hier die Gelegenheit zu konzentrierter geistiger Arbeit zu finden. Wir wollen dem Schema, in das man an anderen Schulen gestellt wird, entfliehen und uns hier eine eigene Arbeitsordnung schaffen, nach eigenem Maß.

Wir sind eine kritische Jugend, vielleicht auch eine etwas unbequeme Jugend. Wir folgen keiner Autorität, die auf äußeren Zwang aufgebaut ist. Nur einer Autorität, die durch die Überlegenheit der Gründe einleuchtet, können wir folgen, und eine solche Autorität bedarf keines äußeren Zwanges mehr. Zu diesem Verhältnis zwischen Schülern und Lehrern gehört, wie wir meinen, die offene Diskussion über alles, was an der

Schule vorgeht. Das Mitwirken beim Durchdenken von Problemen, die an anderen Schulen unter Lehrern bleiben, ist doch ein Teil der Verantwortung, die zu tragen wir hier lernen wollen. Und wenn wir dabei klüger zu sein beanspruchen, als wir es sind, die Form verletzen, bitten wir unsere Lehrer, geduldig zu sein und nie zu vergessen, daß wir eine Gemeinschaft freier Menschen gründen wollen und ein solcher Prozeß wird ohne Schmerzen nicht möglich sein.

Die Evangelische Landesschule zur Pforte ist eine christliche, ja sogar kirchliche Schule, und dieser Charakter ist uns ein echtes Problem. Problem heißt ja eigentlich etwas, was vor einen hingeworfen wird. Was hat uns die Bibel auch heute noch zu sagen? Inwieweit repräsentiert die Kirche das Christentum? Hat das Christentum in der modernen Welt noch eine Aufgabe? Fragen, die uns herausfordern und mit denen wir uns kritisch und ehrlich auseinandersetzen wollen.

Das Werk, das vor uns steht, kann nur erfüllt werden, wenn zwischen Lehrern, Schülern und den zuständigen Behörden Vertrauen besteht. Wir hoffen, daß es uns geschenkt wird, wie wir unsererseits es schenken wollen. Unsere Erwartung ist groß. Das Leben hier wird uns manche Mühe machen, aber wir sind bereit zu diesem Einsatz“.

– Fortsetzung folgt im nächsten Heft –

Aus unserem Archiv

Unser Archivpfleger Kurt Schwabe hat in unermüdlicher Arbeit das Register des Vereinsarchivs fertiggestellt. Auf mehr als 200 Schreibmaschinenseiten sind die Bestände erfaßt. Neuzugänge werden in Nachträgen erfaßt. Über eine Vervielfältigung und die Erstellung eines Namensregisters muß der Vorstand noch entscheiden. Oberbibliotheksrat Knud Schlegtehdal (A 40 a) hat hierzu Vorschläge erarbeitet.

Im Zusammenhang mit dem Fürstenschülertreffen in Grimma sind dem Archiv sehr reichlich Buchspenden von Quondams überlassen worden, die entweder aus eigener Feder stammen oder mit der Schulgeschichte irgendwie im Zusammenhang stehen. Darunter sind auch direkte Neuankäufe mit hohen Anschaffungskosten. Da aber der Buchtitel zu viele sind, um sie mit dem Stifter aufzuführen, werden an dieser Stelle nur deren Namen aufgeführt:

Karl Irmischer (G 29), Werner Buschner (G 34), Gerhard Pfeifer (G 35), Wolfgang Götz (G 36), Werner Behr (G 36), Herbert Kirmse (G 37), Klausjürgen Miersch (G 38).

Personalia

Die neuen Vorsitzenden stellen sich vor

1. Vorsitzender Professor Dr. Ing. habil. Ralf Köpsel, Eintritt in St. Augustin 1944, dort Abitur 1952. Studium an TU Dresden Fakultät Maschinenbauwesen, Spezialisierung auf chemische Verfahrenstechnik. 1958–62 Zentralinstitut für Kernphysik Rossendorf bei Dresden, dort Promotion zum Thema „Extraktive Aufarbeitung bestrahlter Kernbrennstoffe“. 1963–64 Synthesewerk Schwarzheide, stv. Leiter Abteilung Haupttechnologie. 1965–69 Chemieanlagenbau, Abt. Ltr. Pilotanlagen. Ab 1970 Bergakademie Freiberg, Dozentur Reaktionstechnik. 1982 Habilitation, 1984 Berufung zum a. o. Professor, 1993 Berufung zum ord. Professor für Verfahrenstechnik

2. Vorsitzender Dr. med. Hans-Jürgen Kliemant, Eintritt in St. Afra 1935 bis zum Abitur 1941. Arbeitsdienst, Wehrdienst und Gefangenschaft, nach Entlassung aus russischer Gefangenschaft Ende 1945 keine Zulassung zum Studium in der Ostzone, deshalb vorübergehende Tätigkeit als Neulehrer. Von 1949 bis 1955 Medizinstudium an der Freien Universität in West-Berlin, dort Staatsexamen und Promotion. Nach Rückkehr in die Heimatstadt Meißen Assistenzarzt am Krankenhaus, später prakt. Arzt – Arzt für Allgemeinmedizin in der Poliklinik. 1960 Niederlassung in eigener Praxis. Seit Anfang 1989 im Ruhestand.

3. Vorsitzender Rechtsanwalt Rüdiger Schallock, Besuch der Grimmaer Schule von 1979–83 (ehem. St. Augustin) Studium des Rechts an der Friedrich-Schiller-Universität zu Jena 1984–88. Seit 1990 als selbständiger Rechtsanwalt/Steuerbevollmächtigter in Bad Lausick.

Alfred Meier (A 25) teilt mit:

Im Anschriftenverzeichnis (Januar 1992) und im Sapere-Aude-Heft 35 (Juli 1992) ist vermerkt, daß das Amt des Ecce-Bearbeiters für St. Afra „z. Z. vakant“ sei; der Grund dafür ist aber an diesen beiden Stellen nicht angegeben, auch nicht in den Sapere-Aude-Heften 36 und 37. Weil ich inzwischen mehrmals nach dem Grund für die Vakanz gefragt wurde, will ich ihn hiermit der Leserschaft von Sapere Aude bekanntgeben.

Nachdem ich in 12 Jahren (1980 bis 1991) 7 Afr. Ecce-Hefte bearbeitet hatte, war ich zu meinem Bedauern gezwungen, diese Tätigkeit für den VeF im September 1991 aufzugeben. Ich mußte damals mit meiner schwerkranken Frau in ein Altenheim („Perthes-Haus“) in Münster ziehen, wohin wir wegen der geringen Wohnfläche nur einen Teil unseres Mobiliars und unserer Bücher und bedauerlicherweise nicht die Ecce-Unterlagen (Karteikästen, Leitz-Ordner, Ecce-Hefte seit 1896 u. a. m.) mitnehmen konnten.

Todesfälle

A 16	Rietzsch, Karl	† 31. 05. 94
A 21	Tacke, Hans-Georg	† 10. 05. 94
A 34	Pangritz, Gottfried	† 10. 05. 94
A 34	Schöltzel, Hans	† 08. 05. 94
G 16	Vogel, Johannes	† 25. 10. 94
G 21	Schauerhammer, Hans	† 17. 10. 94
G 34	Böhringer, Manfred	† 09. 09. 94
G 37	Kinder, Herbert	† 29. 07. 94
G 38	Garbe, Gerhard	† 07. 11. 94

Anschriftenverzeichnis

Anschriftenänderungen

A 25	Reichler, Gottfried	Paul-Bertz-Straße 17, 09120 Chemnitz
A 34	Dennhardt, Hans-Helmut	Seniorenheim Pasing-Westkreuz Aubinger Straße 51, 81243 München
A 36	Kittel, Peter	Grenzstraße 17, 13355 Berlin

Neue Anschriften

A 39	Luck, Lothar	Ecknerstraße 9, 06526 Sangerhausen
G 43	Zweynert, Manfred	Kaitzer Straße 103, 01187 Dresden
G 60	Gründer, Michael	Helmholtzweg 6 PF 1334, 65403 Rüsselsheim

Unbekannt verzogen

A 39	Hermann, Axel
A 40 a	Fröhlich, Karlfried

Zu guter Letzt:

Heinz Leonhardt (G 23) teilt mit: Dem Dankschreiben für den Geburtstagsbrief (Johannes Langner G 16, jetzt Vaterstetten) entnehme ich die Schilderung eines Protestes, wie er heutzutage bei der Jugend üblich ist: Karl Schaefer (G 15), über 40 Jahre für eine deutsche Firma in den USA tätig gewesen, hatte gerade das Abitur bestanden, aber das Zeugnis noch nicht in der Hand. Da entwarf er ein Plakat mit der Inschrift aus Buch Sirach, Kap. 31, Vers 13: „Denke nicht, hier gibt es viel zu fressen“. Das hing er, ohne daß es jemand gesehen hatte, an die Tür des Speisesaales. Nur mich, seine „Schachtel“ hatte er informiert. StR Meier war Hebdomadad und wollte unbedingt herauskriegen, wer dieser böse Bube war. Schaefer meldete sich aber erst, als er sein Abiturzeugnis in der Hand hatte. Die Antwort von Dr. Meier war „Feigling“.

Man muß wissen, daß sich die Sache im Jahre 1921 abgespielt hat, und wir wirklich am Hungertuch genagt haben. Auch der Jahrgang 1923 mußte beim Eintritt ins Internat noch verschiedene Lebensmittelkarten abgeben und wurde trotzdem anfangs nicht immer satt.

Noch einmal: Bitte Überweisungen nur noch auf das Konto des Vereins bei der Vereins- und Westbank Hamburg (BLZ 200 300 00) Kontonr. 1 802 362.

Das Postgirokonto ist aufgelöst. (s. Seite 657)

Anschriften des Vereins ehemaliger Fürstenschüler e. V.

Vorstand:

Prof. Dr.-Ing. habil. Ralf Köpsel (G 44), 1. Vorsitzender
Frankenstraße 7, 01309 Dresden, Tel. (0351) 33 34 74

Dr. med. Hans-Jürgen Kliemant (A 35), 2. Vorsitzender
Heinrich-Freiträger Straße 22, 01662 Meißen, Tel. (03521) 73 28 19

Rechtsanwalt Rüdiger Schallock (G 79), 3. Vorsitzender
Blumenweg 6, 04643 Geithain, Tel. (034345) 2 36 22 (Kanzlei)

Dipl. Volksw. R. Köpke (G 35), Kassenführer
Von-Essen-Straße 50, 22081 Hamburg, Tel. (040) 2 98 01 30

Albrecht Weinert (A 36), Schriftführer
Schaarreihe 69, 26389 Wilhelmshaven, Tel. (04421) 8 10 73

Ecce-Bearbeiter:

St. Afra: Günter Gräfe, Dipl. Math. (A 39 a)
Oeltzschnerstraße 110, 06217 Merseburg
Tel.: (03461) 50 59 02

St. Augustin: Werner Behr (G 36)
Hoffnung 9, 42929 Wermelskirchen
Tel.: (02196) 53 92

Archivpfleger:

Kurt Schwabe (G 30) Am Rappenberg 1, 04668 Grimma
Tel.: (03437) 91 68 13

Konto des Vereins:

Vereins- und Westbank Hamburg (BLZ 200 300 00)
Konto-Nr. 1802362